

Navidad andina

Eine Andenreise zur Weihnachtszeit

© Rudolf Wagner

48 vergrößerbare Bilddateien im Daumennagelformat, die zu dieser Reisebeschreibung gehören, befinden sich in der Datei 18.htm.

Die Photos können jetzt oder später aufgerufen werden.
Wie finde ich sie?

Linker Hand im Menü den Titel „Wanderjahre“ aufrufen, zum Textende gehen und das Bild „Ferne Andenländer“ anklicken.

Die auf dem Boden hockende Straßenhändlerin in La Paz wird besuchen, Ihnen alten Schmuck und gebrauchtes Silbergeschirr anzudrehen.

Kaufen Sie es! Ich trage seit damals zwei Fingerringe von ihr.

ALLE JAHRE WIEDER

Karibik, Ende November. Weihnachten naht. Ich weiß es auch ohne Adventskalender, weil es der klare Nachthimmel seit Wochen verkündet: Orion, der alte Bekannte, steigt jeden Abend ganz groß auf die nächtliche Bühne. Ihm folgt auf kürzerer Bahn ein paar Stunden später das Kreuz des Südens. In den Tropen fällt Christi Geburt auf Karfreitag, denke ich mir jedesmal, wenn ich in diesen Tagen unsere Sternbilder betrachte.

Heuer wird es das siebte Weihnachten auf dem Segelboot sein. An Einladungen fehlt es nicht. Wie es heißt, bringt das nächste Containerschiff einen echten Weihnachtsbaum aus Deutschland mit. Meine Freunde von Pott-Rum freuen sich darauf. Die Schachtel voll bunter Kugeln ist schon da. Da sind alle deutschen Auswanderer gleich: Wohin uns in der Welt das Schicksal verschlägt, Christbaumkugeln und Lametta gehen mit. Der Baum ist nicht so wichtig. Einmal habe ich den mannshohen Blütenstand einer Bromelie auf dem Boot damit

geschmückt. Sie war von klein auf an Deck und segelte am Heck ein ganzes Jahr lang überall hin mit.

Eins passiert mir alle Jahre wieder, sobald die tropische Weihnachtsnacht anbricht: Der Heilige Abend selbst rieselt wie Sand durch die Finger, wenn ich die fünf Stunden Zeitunterschied abzuzählen beginne. Weil nämlich in Europa die Kerzen längst ausgeblasen sind, wenn sich hier der erste Gedanke an den Lichterbaum ins Herz zu schleichen versucht. Das ist jedesmal wie damals, als ich am Bahnhof stand, der Zug schon weg war und dieser dann kurz darauf entgleiste. Glück gehabt. Anders die Silvesterabmachung mit einem befreundeten Hamburger Seefahrer: »Also, auf unser Wohl, Ernst, wenn es vier Glasen schlägt!« Der erste Korken knallt zwangsläufig um 19 Uhr Karibikzeit, der zweite um Mitternacht. Das läßt sich voll ausschöpfen - wenn auch vielleicht um 5 Uhr früh nicht mehr in Hamburg. So gut geht es uns zuweilen.

Seit ein paar Jahren lebe ich auf dem niederländischen Teil von Sint Maarten, genau genommen, ich ankere vor seinen Stränden. Die andere Inselhälfte ist das französische Saint Martin. Beide sind Ableger Europas. Keine Dritte Welt also und auch kein abgestoßener britischer Kolonialbesitz, als sich herausstellte, daß die Hochblüte des Zuckerrohranbaues vorüber war und die Inseln mit den aufmüpfigen Schwarzen nur noch ein Klotz am Bein waren. Hier blüht der Tourismus, und es wuchert das Geschäft damit.

Die Hausfrauen beider Seiten mögen die Zweiländerinsel. Wird Butter und Mehl vor den Feiertagen knapp, suchen sie Mehl im Supermarché von Marigot und Butter im Food Center von Philipsburg - und werden fast immer fündig. Ich mag die Insel auch. In Philipsburg gibt es amerikanische Tiefkühlkost jeder Art, in Marigot alles tropische Obst und Gemüse der Schwesterinsel Guadeloupe und manchmal sogar Petersilie aus Paris; denn auf St. Maarten gedeiht nichts, was erwähnenswert wäre - bis auf die Grundstücksspekulation. Insgesamt ein vereintes Europa im kleinen. Die gemeinsame Währung? Der US-Dollar.

Jedes Jahr dachte ich bisher darüber nach: Wie kann ich mich um Weihnachten drücken? Am ehesten auf einer einsamen Insel. Vor zwei Jahren segelte ich zu einer. Als Hundeinsel stand sie auf der Seekarte (Dog Island). Ich dachte mir, da gehöre ich hin, allein, wie ich gerade wieder einmal war

Was für ein Irrtum! Ich stieß auf eine Kolonie brütender Tölpel, ungefähr 350 Paare. (Ich hatte drei Tage lang Zeit, sie zu zählen, dann ging mir das Trinkwasser aus.) Sie nahmen mich, als wüßten sie Bescheid, wie einen der ihren auf. Ich lag stundenlang auf dem Boden zwischen ihren einfachen Nestern und unterhielt mich auf Armeslänge mit diesen aufmerksamen Zuhörern. Ihre engstehenden und neugierigen runden Augen richteten sie wie ein Opernglas auf mich und waren ganz furchtlos. Seitdem kann ich zwischen den Backenzähnen genauso zischelnd fauchen wie ein Tölpel.

Besonders die Jungen - gut 30 cm groß - in ihrem schneeweißen dichten Flaumkleid hatten es mir angetan. Diese Wiegenkinder standen aufrecht in ihrem Nest, den langen Schnabel nach Osten gerichtet, und ließen den kühlenden Passatwind durch ihre weiche Hülle streichen. Mit den noch federlosen Flügeln versuchten sie, das Gleichgewicht zu bewahren. Sie reckten sich in die Höhe und streckten die gespreizten Ärmchen weg, als ob sie die Welt umarmen wollten. Viel wahrscheinlicher ahmten sie nur die Stellung der erwachsenen Vögel nach, bevor sie sich vom Passatwind in die Lüfte entführen ließen.

Wie ungeduldig mochten sie sein! Endlich selber losfliegen dürfen und mit einem vollen Bauch zurückkehren. »Mutti!«, schienen sie dem schnittigen Tauchvogel zuzurufen, der gerade zu einer Landeschleife ansetzte, und: »Hier neben dem Seehund bin ich!« (Die Eltern prägen sich beim Wegfliegen das Luftbild ein und würden ihr Nest nicht wiederfinden, wenn auch nur ein Stein woanders liegt. Ich hatte Zeit, das auszuprobieren.)

Keine Spur von Angst gab es auf diesen blankgefegten Klippen. Wie lauter Christkindln in der Krippe kamen sie mir vor, und ein Engel hoch oben sang von Frieden auf Erden. Seitdem ist das meine Weihnachtsinsel.

Es war nicht immer so. Einmal erlebte ich den Heiligen Abend in einem Strandhotel auf Antigua. Ich war zum Abendessen eingeladen worden. Die Hoteldirektion wußte, wie sie ihre hebräischen Gäste aus New Jersey in Weihnachtsstimmung zu versetzen hatte: mit Freisekt. Die Hauptsache, es gibt was umsonst. Jeder kriegte außerdem eine rote Pappnase verpaßt, als ob es dahinter was zu verbergen gäbe oder einfach aus Gleichmacherei. Die Musiker aus dem Nachbardorf machten soviel Lärm, wie die Musikboxen

hergaben. Von oben rieselte es Konfetti und Luftschlangen wie im Karneval und so ging es auch zu.

Das schwarze Küchenpersonal vergaß unterdessen beim eigenen Feiern den Truthahnbraten in der Röhre. Sie hielten die herausgezogene Halsschlagader einer noch lebenden Schildkröte über ihre Rumgläser und mixten sich einen Punsch nach dem andern mit dem warmen Blut. Viel Glück bei den Weibern im nächsten Jahr! Mir kam das vor wie Bethlehem und Golgotha in einem, wie der gesteinigte Hl. Stephanus und Herodes' Kindermord.

Hätte ich Weihnachten nach St. Kitts segeln sollen, der fremdenfeindlichen Black-Power-Insel mit einer so miesen Regierung, daß sich nicht einmal Fidel Castro damit anfreunden konnte? Karneval auch dort. Eine Art Festzug wie am Rosenmontag. Auf dem prunkvollen Wagen thronte in rosa Tüll und weißem Glitzerkram die schwarze Karnevalsprinzessin, so sagten die einen; nein, das Christkind, das dachten die andern. Diesmal warfen die ausgestreckten Arme Kußhändchen unters betrunkene Volk. Kein Wunder, daß mich ein Freund fragen konnte: »Wie hältst du es eigentlich in dieser kulturlosen Gegend so lange aus?«

Ein paar Inseln weiter, diesmal auf Montserrat, kam ein Kneipenwirt gegenüber vom Markt direkt zur Sache, hing am ersten Dezember ein schwarzes Brett neben die Tür und strich jeden Tag einen der 24 ab. Als ich vorbeikam, las ich: »Noch sieben Tage bis Weihnachten. Dann darfst du dich endlich vollaufen lassen.«

Anders auf St. Maarten, meiner Postadresse, der geschäftigen zollfreien Insel, die eigentlich nur ein großes Warenhaus ist, mit vielen Hotels, zahlreichen Spielcasinos und einer Reede für die Kreuzfahrtschiffe mit den zahlungskräftigen Besuchern. Nur keine Erholungsinsel. In Philipsburg gibt es alles, was gut und billiger als anderswo ist: Schmuck, Parfüm, Whisky, Cameras und Unterhaltungselektronik. Natürlich auch T-Shirts mit dem Aufdruck: »It's better in St. Maarten«. Für die Daheimgebliebenen und damit keiner daran zweifelt.

Der Handel mit Goldobjekten, kostbaren Juwelen und Parfüm ist fast ausschließlich in der Hand von Leuten aus New York, Kolumbien und Rio. Die Bedienung ist zum großen Teil antillianisch, das heißt, von der glatten Art, die auf der südlichen Schwesterinsel Curaçao aus der Jahrhunderte alten

Mischung von portugiesischer Gerissenheit, niederländischer Raffsucht und jüdischem Händlergeist entstanden ist. Der Handel, damals mit Sklaven aus Afrika, muß geblüht haben. Jedenfalls wurde in Curaçao die erste Synagoge Amerikas errichtet und der sehenswerte Prachtbau steht heute noch.

Es ist klar: Echte Weihnachtsstimmung wächst auf solchem Boden keine, aber eine künstliche, mit Plastikdekoration herbeigezauberte, läßt die Kassen klingeln. Die Ladenstraße wäre ohne Camera- und Elektronikläden nicht denkbar. Das schwarze lange Haar des geschmeidigen Verkaufspersonals weist bereits auf die Herkunft der Artikel hin: Süd- und Südostasien. Ausgerechnet diese Händler hinduistischer Abkunft mit olivgrünem Gesicht berieseln Front Street seit Wochen mit Stille Nacht, heilige Nacht, Jingle Bell und I wish you a merry Christmas.

Wie lange halte ich das aus. Seit Anfang November dringt aus jedem Laden diese Weihnachtsmusik vom Endlosband. Wer die Klimaanlage schonen will, hängt den Lautsprecher vor die geschlossene Tür. Unlängst hörte ich es ohne Unterbrechung die kilometerlange Front Street entlang. Eigentlich war es zum Lachen, denn die Melodien überschnitten sich wie ein mutwilliger Kanon aus der Reformierten Kirche - bis ich vor dem holländischen Reisebüro stand. Endlich war Ruhe. Nur weg von der Insel!

Da bot sich ein Fluchtweg an. Die niederländische KLM warb um Gäste für den Flug von Curaçao nach Lima: Vierzehn Tage, Sonderpreis, Rückflug am 1. Januar. Ich stutze. Wäre das nichts für mich? Lima liegt auf der Südhalbkugel, überlegte ich. In Peru müßte jetzt Hochsommer sein. Da brauche ich nicht viel Gepäck. Ich hätte auch keins für kalte Tage. Das ging schon bei den Kanarischen Inseln über Bord. Nur hohe Schnürschuhe habe ich, weil die in der Dornenwildnis der Inseln so praktisch sind. Nicht auch gegen Schlangen? Nein, die würden hier verhungern, höchstens gegen die grünen Scherben aus dem Auto geschleuderter leerer Bierflaschen. Lange Jeans muß ich mir noch kaufen. Alle, die ich bisher hatte, schnitt ich vor dem ersten Tragen über den Knien ab.

Noch 24 Tage bis Weihnachten

Heute habe ich den Flugschein bezahlt, 446 US-\$. (Das waren 1974 gut 1400 DM.) Was folgte, als die Angestellte das

Geld eingestrichen hatte? Sie drückte auf einen Knopf unter ihrem Schreibtisch, und wunderschön erklang es aus allen Ecken des Reisebüros: O du fröhliche, ... Ein grimmiges Lachen und meine Frage: »Gilt das jetzt Mister Maduro, dem Inhaber des Reisebüros, oder mir?«

Noch 14 Tage lang muß ich das aushalten, aber die Zeit vergeht wie im Flug. Zuerst Grippeimpfung in Marigot. (Medizinisch ist auf die Franzosen mehr Verlaß als auf die aus allen Weltgegenden angespülten Emigranten der ehemals niederländischen Kolonien.) Dann jede freie Stunde Spanisch lernen, halbe Nächte, ganze Vormittage, bis es zu heiß wird. Das Lehrbuch habe ich an Bord. Es ist noch von 1948, als ich nach Argentinien auswandern wollte. Gut, daß ich mir das damals anders überlegt habe.

Ganz umsonst war die Schule nicht. Seit Jahren höre ich hier auf den Antillen das dritte Programm aus Puerto Rico, das einzig Hörenswerte in der ganzen Karibik und gar nicht »kulturlos«, aber natürlich auf Spanisch. Komplette Sätze lerne ich jetzt auswendig. »¿Cómo se llama el río que se ve abajo por allí?« Wie heißt der Fluß, den man dort unten sieht? Es wird unterwegs nicht an Gelegenheit mangeln, so zu fragen, denke ich; aber ich ahne nicht, wie tief unten die Flüsse sein werden.

Leider gibt es im Gegensatz zu Mehl und Butter, Smaragden und Brillanten, auf beiden Inseleiten kein Buch über Peru, über Landschaft und Wetter. Es gibt überhaupt keine Buchhandlung auf der Insel, die diesen Namen verdient. Dann ist nur noch mein Boot an die Pier innerhalb der sicheren Lagune zu legen. Es darf losgehen.

Nur noch eine Woche bis Weihnachten

Von wegen "Südlicher Sommer"! Heute ist der 18. Dezember. Ich sitze auf der Bettkante in meinem kalten Zimmer in Lima und rede zu meinem tragbaren Tonbandgerät. CLARIDGE heißt das Hotel. Der Billigbau aus Stahlbeton ist innen und außen heruntergerissen, wie alles, was ich im Flughafentaxi bisher sah. Dieses hatte mich vorhin wie selbstverständlich vor einem Nobelhotel abgesetzt, der 620-Betten-Burg mit fünf Sternen. Ein livrierter Gepäckträger war herbeigeeilt. Ich weiß nicht, war er traurig, oder atmete er auf, denn ich verdrückte mich mit meinen zwei Reisetaschen in eine Seitenstraße, kam an einer Ausspeisung für arme Leute vorbei, wollte erst

eintreten, weil es so gut bis auf die Straße heraus duftete und fand endlich in der nächsten Querstraße dieses heruntergekommene, aber ganz zentral gelegene Hotel.

Eine Fensterscheibe ist zerbrochen, vielleicht schon seit dem Erdbeben vor vier Jahren, die anderen sind mit grauer Farbe zugestrichen. Irrtum, sie sind nur dick mit Staub und Feuchtigkeit verschmiert. Tatsächlich erlaubt nur das Fenster ohne Scheibe einen Blick ins Freie. Dort ist bis auf abschreckende Hinterhöfe nichts zu sehen. Diese einfache Bleibe kostet fünf US-Dollar die Nacht. Mich fröstelt in diesem Zimmer. Vor allem ist es unglaublich feucht hier in Lima. 90% Wasser sei in der Luft. Es liege am Humboldtstrom. Über dessen eiskaltem Antarktiswasser kondensiere alle Feuchtigkeit.

Kurzer Ausflug zur Hauptstraße, wo vor lauter Weihnachtskartenverkäufern kaum voranzukommen ist. Einem von ihnen latsche ich quer über seine am Pflaster ausgebreitete Kollektion. Es regt ihn nicht auf. Ich kaufe einer armselig frierenden Indiofrau einen kleinen, kaum kokosnußgroßen mate ab. So heißen die mit eingebrannten Abbildungen überzogenen Kürbisschalen. Die kleine Marktszene vor einer Kirchenfassade gefiel mir. Minou, mein Maskottchen, das auf jeder Reise dabei ist, wird sich über das Weihnachtsgeschenk freuen.

Besser gleich vorstellen: Minou ist ein faustgroßer Koalabär mit kugelrunden Augen. Ein Waisenkind als Erbstück, das ich gern übernahm und weiterpflege, seit Mareva, die Eigentümerin, durch die Kugel eines Schwarzen aus Haiti sinnlos ums Leben kam. Damit jeder Fremde weiß, daß wir wie zwei Hippies zusammengehören, tragen wir ein buntes Glasperlenkettchen um Hals und Armgelenk. Ich habe die Perlen selbst aufgezogen. Mareva besaß einen ganzen Beutel voll davon. Die Indiofrau, die es vorhin sah, als ich die Hand ausstreckte, wollte es mir abbetteln. Ich hatte das Gefühl, sie und ich, wir hätten etwas Gemeinsames, weil wir uns an den einfachen Dingen noch freuen können.

Auf Reisen schläft Minou meistens in der festen Fototasche neben dem Tonbandgerät, weil sie da nicht zerdrückt werden kann. Ihr runder Kopf ist nämlich schon einmal angenäht worden, weil sie von einer Sauberfee zu heftig geschrubbt worden war. Minous Auftrag: unterwegs aufpassen, daß nichts abhanden kommt. Ich auch nicht, sollte es einmal gefährlich werden. Sie kennt ihre Aufgabe, deshalb macht sie

so ein wichtigtuerisches Gesicht. Darf sie ans Licht, wie jedesmal, wenn es etwas zu fotografieren gibt, schafft sie ganz schnell neue Bekanntschaften an. Kein Wunder bei ihrem Aussehen.

Die geschmückte Kürbisschale ist wirklich sehr hübsch. Die Wiege dieser Volkskunst stehe in Huanta bei Ayacucho, lese ich. Keine Ahnung, wo das ist. Was für rätselhafte, geheimnisumwitterte Ortsnamen sind das. Die Silbe Hua kommt alle Augenblick vor. Ich ahne bereits, warum: Die Spanier kannten kein W in ihrem Alphabet. Sonst hätten sie wohl Wuanta oder Wanta geschrieben.

Millionen Peruaner reden heute noch wie vor der Entdeckung Amerikas, lese ich auf einem roten Flugblatt unter einem Bild Che Guevaras. Sie sprechen das »Runa simi« der Inkas - und sie können heute so wenig schreiben und lesen wie seinerzeit die Inkas selbst. Sie brauchen zuerst eine eigene Schriftsprache, bevor sie eine Fremdsprache lernen können. Ich werde eine Buchhandlung suchen und ein Wörterbuch kaufen. (Es wird nicht bei einem bleiben.)

Die greise Inhaberin der deutschen Buchhandlung weiß nicht, was sie mir an Reisezielen für meinen Kurzurlaub nennen soll. Cuzco natürlich, wenn ich hinfliegen wolle. Oder wenigstens mit der Bahn soweit in die Anden hinauffahren, wie das möglich sei. »Früher«, sagt sie und in ihrer Jugend meint sie, »ritten wir zu Pferd von Lima ins Gebirge. Viele Wochen.« Nichts sei so zuverlässig zum Reisen in den Anden wie ein Pferd. »Und die Andenlöwen?« Sie lacht. »Pumas werden von Llamas satt.«

Ich kaufe ihr eine billige Einführung in die Inkasprache ab. Die Dame meint, die Indios sollten lieber die Landessprache lernen, damit sie aus ihrer Isolierung herausfänden. Ich sage: »Warum nicht beides?« Was weiß so ein Gringo wie ich. Jede Antwort wirft neue Fragen auf.

Der Taxifahrer, der mich ins Goldmuseum bringt, schimpft. Eigentlich müßten Touristen den zehnfachen Preis zahlen, sagt er und hält die Hand auffordernd entsprechend weit auf. Er hat nicht ganz unrecht, denn sein Tarif ist auf peruanische Verhältnisse zugeschnitten. Ich kenne das aus der Karibik. Der Touristenandrang hat die Preise für Mangos, Ananas und Fische so in die Höhe schnellen lassen, daß die Einheimischen nicht mehr mithalten können. In der freien Wirtschaft bleiben die Armen auf der Strecke. Würde hier

jeder Tourist den zehnfachen Preis zahlen, fänden die Einheimischen bald kein Taxi mehr, das sie mitnehmen will. Die Touristen verstehen dann nicht, warum sie gehaßt sind und mit Steinen nach ihnen geworfen wird. »Wir bringen ihnen doch unser gutes Geld!« Dann weiter: »Wir sind schließlich zur Erholung da.«

Der Abend gehört dem »Bibel«-Studium. So nennt jeder Reisende treffend das South American Handbook, das ich jetzt habe. Wenn ich morgen mit der Bahn ins Gebirge fahren würde, ließe ich das krankmachende Nebelwetter unter dem Aspirinkreuz von Bayer auf dem Dach dort drüben hinter mir und sähe vielleicht sogar die Sonne wieder, Orion und das Kreuz des Südens.

Den letzten Anstoß gab der Nachmittagsausflug nach Miraflores. Wenigstens die Fußspitze in den Pazifik tauchen! Der Strand war so öde, wie der an der Ostseeküste zur selben Zeit sein mag. Allein der Gedanke, Schuhe und Strümpfe auszuziehen, ließ mich frösteln. Rein in den nächsten Bus und zurück in die Stadt! Auf der Fahrt reifte der Plan.

Seit ich heute früh die Ruinen von Machu Pijchu im Museum sah, habe ich nur noch einen Wunsch: Weihnachten dort oben zu verbringen, umgeben von alter Geschichte, Dschungel und dem Himmel nahe. Wann bin ich eigentlich zum letzten Mal auf einem richtigen Berg gestanden?

Am Bahnhof die Auskunft: Abfahrt morgen früh. Wenigstens bis Huancayo will ich. Endstation der Bahn. Ich sehe mir die Waggonen an. Ordentliche Normalspurwagen. Die höchste Eisenbahnlinie der Welt. Die Buchhändlerin hatte den Markt von Huancayo empfohlen. Es sei der größte in ganz Peru. An die 50.000 Bewohner dieses Hochtales würden jeden Sonntag dort zusammenströmen, ein paar tausend mehr aus dem ganzen Land, vorwiegend Taschendiebe und sogar Touristen. Dort schien mir Peru zum Greifen nahe zu sein.

Am Rückweg zum Hotel fällt mir eine Indiofrau auf, die mit drei Kindern, eins im Tuch am Rücken, vor einem Kirchengitter hockt und selbstgestrickte Wollsachen feilbietet. Ein braunweiß gestreifter Pullover gefällt mir. Sie sagt tschompa dazu und ich weiß noch nicht, daß chumpi in ihrer Sprache kastanienbraun heißt. Ich ziehe den "Braunen" zur Probe über und behalte ihn gleich an. Die Zeit der nackten Arme unter dünnen Karibikhemdchen ist vorbei. Unter dem

gelben Ölzeug war es freilich nicht zu sehen gewesen. Jetzt brauche ich nur etwas gegen die Erkältung, die ich in diesem »südlichen Sommer« längst habe: Aspirin. Ist das wirkliche Kreuz des Südens vielleicht das von Bayer?

Unterwegs nach Huancayo

Der lange Eisenbahnzug setzte sich sehr früh in Bewegung, eine Lokomotive zog, eine schob. Jetzt weiß ich, warum. Das sah vorhin beim Blick durchs talseitige Fenster beängstigend aus. Der Zug blieb plötzlich an einem steilen Hang, den er gerade querte, wie grundlos stehen. Ich stecke den Kopf aus dem Fenster. Voraus ein abweisender steiler Geröllhang, ganz wie nach einem Bergsturz. Dort war die vordere Lock zum Stehen gekommen. Waren die Gleise verschüttet?

Da begann die Bahn, langsam rückwärts zu fahren. Es werden doch jetzt nicht die Bremsen versagen? Rollen wir ins Tal zurück? Im Nachbarabteil schreit eine Frau hysterisch auf. Nein, es geht jetzt in der anderen Richtung bergauf. Diese Zickzackfahrt wird sich an die 22 mal wiederholen. Dazu 66 Tunnel und fast ebenso viele Brücken. Eine Steinwüste ohne Grün, bezwungen von diesem technischen Wunderwerk, wie ein Alpengipfel auf einem mühseligen Serpentinweg. Viele Stunden vergehen auf diese Weise.

Ich frage einen Sanitäter, der durch den Zug geht, was ich an Allerweltsfragen auf dem langen Flug auswendig gelernt habe: »Wie heißt der Fluß, den man dort unten im Tal sieht?« Er ist von derselben rotbraunen Lehmfarbe wie das ganze Gebirge. Es ist der Rimac, wird mir geantwortet, derselbe, an dessen Ufer Lima liegt. Gracias.

Ist das nicht merkwürdig: Rimac - Lima? Wortverwandtschaft? Lima, die Feile im Italienischen. Weil das umliegende Gebirge so rauh wie eine Feile ist? Was für eine Untertreibung wäre das! Außerdem, Italiener unter den Konquistadoren? Ausgeschlossen. Sie erobern jetzt erst Peru - mit Panettoni, von denen ich drei im Handgepäck habe. Überdies gründete Pizarro, der Seefahrer, selbst die Niederlassung am Meer und taufte sie "Stadt der Könige".

Was geschah also mit Rimac, dem Fluß? Pizarros Pech, es war kein Wort für spanische Zungen. Da hätte Rima schon besser als Stadtname geklungen. (So eine Art Wien an der Wien!) Rima war aber in der spanischen Muttersprache schon vergeben: der Reim, der Vers. Weil sich aber keiner einen

Reim auf das Rimaq der Inkas machen konnte, ersetzten die Kolonisten, wie in vielen Kechwawörtern, das R durch ein L. Das war plump wie alles im spanischen Kolonialsystem, wie die schachbrettartigen Niederlassungen, ganz ohne Poesie. Schade, denn rimaq ist der, der spricht. Ein Fluß also, der plaudert. Was hat er heute wohl alles zu erzählen am Ende seiner wilden Talfahrt aus der geschändeten Andenregion.

Die Urbevölkerung hat Schlimmeres zu erleiden gehabt als eine Lautverschiebung ihrer Sprache. Trotzdem wird deren reduziertes und manipuliertes Runasimi noch immer von an die neun Millionen Indios in Lateinamerika gesprochen, und ein Drittel davon kennt überhaupt keine andere Sprache. Das Problem besteht darin, daß es viel mehr Laute hat, als unser Alphabet zu bezeichnen vermag. Keine Schreibmaschine und kein Drucksatz kann das fassen, und offenbar kann es auch kaum ein europäisches Ohr unterscheiden oder ein Mund es nachahmen. Man lasse einen Italiener »Haus« sagen: Aus!

Eben rasselte der Zug über eine der kühnen Eisenkonstruktionen, die die Schlucht überspannen. Unten drunter quetscht sich auch noch die Straße durch die Enge. Was für eine Leistung! Die Engländer ließen dieses technische Wunderwerk nach amerikanischen Plänen vor 100 Jahren von chinesischen Kulis bauen. Nur nicht selber arbeiten! Auch so eine Art Inkas. Deshalb gäbe es heute noch in Peru so viele hervorragende chinesische Restaurants, steht in der »Bibel«.

Warum diese Bahn? Weil Erze in 5000 m Höhe abgebaut werden sollten. England und Nordamerika brauchten für ihre junge Maschinenindustrie Kupfer, Zink und Zinn, also Bronze und Messing. Nirgendwo sonst war es per Luftlinie so nahe zu einem guten Hafen. Das reichte ihnen bald nicht mehr.

Böse Zungen behaupten, deshalb lieferten amerikanische Schiffe den südamerikanischen Patrioten die Munition und deshalb unterstützte England in weiser Voraussicht die Befreier im Kampf vom spanischen Joch - wie sie es nannten - und hoffte auf ein Südamerika unter Englands Krone. Die USA kamen auf Kosten Mexikos, das sich selbst von Spanien befreit hatte, auch nicht zu kurz.

Die Landschaft bleibt ein Alptraum. Bis nach Matucana leuchteten noch riesige Töpfe mit blühenden Geranien von den Bahnhofsgebäuden herüber, das einzige Grün bis auf wenige Sträucher. In Casapalca ist es zu kalt für Blumen. Hier

haben sie die Bahnhofstür samt Fensterrahmen knallrot angemalt. Der Ort selbst, eine Ansammlung flacher lehmgrauer Häuser, duckt sich in einer weiten steinigen Senke hinter einer alles umgürtenden Mauer, als seien es Ställe auf einem Landgut, und anders wird es im Inneren auch nicht aussehen.

Kaum hält unser langer Zug, rennt alles mit Körben und Säcken, eingemummt unter Tüchern und den Kopf zwischen den Schultern, zur Haltestelle im Freien auf dem erhöhten Bahndamm und steigt atemlos ein. Ein paar müssen zurückbleiben, weil unser Zug schon wieder anfährt. Morgen um dieselbe Zeit gibt es wieder einen, leider zu spät für den Markt in Huancayo. Die Zurückbleibenden zeigen in keiner Weise ihre Empörung. Vermutlich fehlt auch dieser Begriff in ihrem Wortschatz.

Nach 170 km hält unser Zug auf dem höchsten Punkt: 4.782 m, fast so hoch wie der Montblanc. Damals, als ich zu seinem Gipfel aufstieg, mußten wir dreimal tief atmen für einen einzigen Schritt. Das erlaubte aber auch eine langsame Akklimatisierung.

Hier läuft seit Stunden ein Sanitäter von Wagen zu Wagen, sieht den Reisenden kurz ins Gesicht und drückt ihnen ein Schlauchstück zwischen die Lippen, sobald sich bei einem eine weiße Nase zeigt. Den Sauerstoff hatte er vorher aus einer Gasflasche in eine Art Ledersack umgefüllt, wie ihn die Dudelsackpfeifer haben, und genauso drückt der Sanitäter mit dem Arm dagegen, sobald sich ein Reisender zu verabschieden droht. Zum Glück werden ausschließlich Touristen von der Höhenkrankheit befallen. So bleibt die Ansteckungsgefahr beim Saugen auf diese beschränkt.

Eigentlich ist allein diese Eisenbahnfahrt erster Klasse die Reise nach Peru wert. Unvorstellbar, was menschlicher Wille mit den technischen Mitteln des vergangenen Jahrhunderts zu schaffen fähig war. Alles aus Profitstreben natürlich. Nicht zu reden von den Menschen, deren Profit allein in einer Schale voll Reis bestand und die zu Hunderten beim Bau umkamen. Ich fürchte nur, viele Reisende sehen nicht viel von diesem Wunderwerk. Aber vielleicht können sie deshalb die Leiden der Kulis in dieser Höhe eher nachfühlen.

Endlich rollen wir abwärts, an trostlosen Bergwerksorten vorbei, wo das Erz bereits aufbereitet wird. Hüttenwerke, Schmelzöfen, Transportseilbahnen bis über 5.000 m hinauf.

Nur Indios können hier noch arbeiten, Indios, die Cocablätter gegen Hunger und Müdigkeit kauen und zu denken verlernt haben, weil ihre Sprache diese Begriffe nicht mehr kennt.

Auf dem Nachbargleis steht ein Güterzug. In den offenen Waggons warten Tausende von Zinkbarren auf die Fahrt zum Schiff, das im Hafen von Callao liegt. Es glitzert wie Silber. Was für ein Kontrast dazu diese armselige Landschaft! Kein Baum, kein Strauch, Häuser wie Betonklötze und fast ohne Fenster, aber in allen bunten Farben bemalt.

35.000 Arbeiter leben allein in Oroya, das immerhin 3.826 m hoch liegt. Das ganze Gebirge über mir scheint eine einzige Abraumhalde zu sein, eine greulich verschmierte Farbpalette aller tristen Farben aus Ocker, Umbra und Sienaerde, eine Landschaft, die längst keine mehr ist. Die Erde ist nirgends schön, wo das Unterste nach oben gekehrt wird. Wenn aber morgen in einem anderen Land Zink preisgünstiger abgebaut werden kann, sterben hier nicht nur die Minen, sondern auch die Arbeiter. Dann gibt es auch bald keine Bahn mehr.

Die Küstenkordillere haben wir jetzt überwunden. Nach Norden zu liegt die Pampa von Junín. Dort errang Simón Bolívar vor fast genau 150 Jahren den ersten Sieg über die spanischen Kolonialtruppen des Vizekönigs in Lima. Am 9. Dezember errang Sucre die Entscheidung in Ayacucho. An beiden kommt man hier nicht vorbei, überhaupt heuer nicht zur 150-Jahr-Feier. In jeder Stadt steht ein Denkmal der beiden. Ganz Bolivien ist nach Bolívar benannt und Sucre hat sich im Namen seiner Hauptstadt verewigt.

Bolívar wird enttäuscht sterben, Sucre ermordet werden. Wie das schon unter den allerersten Konquistadoren der Fall war. Es werden Jahrzehnte voll Chaos und Anarchie folgen. Der einfache Indio, bisher durch strenge Gesetze vor Ausbeutung geschützt, verlor jedes Recht - nicht anders als sich der einfache Handwerker Europas zur Zeit der industriellen Revolution zum Proletarier wandelte. Nichts hat sich seitdem geändert, aber der Sieg von Ayacucho wird heute noch als eine Art Selbstdarstellung des Militärs gefeiert - wie die Entdeckung Amerikas auch.

Die Bahn folgt jetzt dem breiten Mantarotal: unübersehbare Weizen- und Kartoffelfelder. Die Berge sind zurückgetreten. Was die abweisende Küste nicht vermag, hier ist die Kornkammer Perus. Sie liegt auf 3000 m Höhe. Als wir bei Dunkelheit endlich in Huancayo ankommen, geht es auf

Mitternacht zu. Wir sind immer noch in 3.200 m Höhe, und es ist eiskalt. Ich finde ein Zimmer im Hotel Mandarin [sic!] für 70 Soles, das ist weniger als ein Dollar, aber es enthält auch nicht mehr als ein Eisenbett, einen eisernen Stuhl und einen Haken an der Wand für die Kleidung. Hotel kommt von Hostal, eine Herberge, ganz ohne Sterne. Die sind am schwarzen Nachthimmel zu sehen und funkeln kristallklar.

Markttag in Huancayo

Heute ist Sonntag, der große Markttag in Huancayo mit einer langen Tradition. Der Ort liegt im Zentrum der Wankas, eines einstmals sehr kriegerischen Stammes. Daher auch ihr Name: Wanka, der Felsbrocken.

Von weither strömen die Einheimischen in klapprigen Bussen und auf Lastwagen in die Stadt und stellen ihre Verkaufsstände in einer kilometerlangen Straße in Viererreihe auf. Es ist nicht zu fassen. Der Markt zieht sich über zehn Häuserblöcke hin und wächst auch in die Querstraßen hinein. Unmöglich, sich alles anzusehen.

Da sind alle, die ihre Arbeit aus Schafwolle verkaufen wollen, auch die von Alpacas und Llamas. Dann diese Auslagen an Volkskunst jeder Art, Silberschmuck, Holzschnitzereien, Gewebe und Tonsachen. Alles, was in Lima Touristen angeboten wird, kommt von hier. Ich kann Stunden mit Schauen verbringen und werde von Churros satt, ausgebackenen dünnen Spritzkuchen, die an Frauenzöpfe erinnern und mit Zucker bestreut sind.

Von der Armbanduhr bis zum Eisschrank, alles kann einer kaufen. Da gibt es kümmerliche Äpfel, denen es von außen anzusehen ist, daß sie nie gespritzt worden sind - und von innen vermutlich erst recht. Das schließt, wie das Lausen, die Lücke an tierischem Eiweiß, werden Ernährungswissenschaftler sagen.

Da sind saftige Mandarinen, die aus den fernen Dschungelgebieten des Ostens kommen, aber auch Tomaten, Zitronen und Paprikaschoten. Auf Regalen seltsame Flaschen und Päckchen gegen diese und jene Hexerei. Es wird mir beim Nähertreten ganz im Ernst jedes Mittel erklärt. Es sind undefinierbare Substanzen, eingezwängt in leere Injektionsampullen. Mit großem Ernst höre ich dem Verkäufer

zu. Er scheint wirklich daran zu glauben, was er sagt. Ich aber nicht.

Woanders werden gerade Süßkartoffeln, Papayas, Riesen Kürbisse, Ananas und Bananen von einem Lastwagen auf die Erde gekippt, wo es sich mannshoch auftürmt. Die kaufwilligen Frauen feilschen um jede einzelne Zwiebel.

Die Produkte kommen aus dem Amazonasbecken im Osten hinter der Blauen Kordillere. Was für ein Kontrast zur Wüstenstadt Lima! Ein Viertel aller Peruaner drängt sich dort zusammen und zwei Drittel der Industrie, von Erdbeben erschüttert und mit einer täglichen Zuwanderung Tausender, die Arbeit suchen, aber weder Schlafplatz noch Essen finden. Mir scheint, Peru hat die Augen auf der falschen Seite im Kopf. Sie starren aufs Meer, dessen Küste ihnen zum Teil im Krieg von Chile abgenommen wurde, auf die Salpeterinseln. Was ich noch nicht weiß: die Straßen ins Landesinnere, Richtung tropischer Überfluß, sind katastrophal.

Und die Menschen hier oben? Auffallend die kleinen, fast zwergenhaften Frauen der Huancas in ihren dicken Wollröcken und Jacken, vorwiegend in Rot, mehrere Röcke übereinander. Das läßt sie noch kleiner wirken. Sie reichen mir nur bis zum Gürtel, sind kaum größer als 1,50 m. Ich muß mich an diesen Anblick erst gewöhnen. Wie an jenen der nackten Berge, der dünnen Luft, der Sprache und an das Essen.

Auf dem Kopf tragen diese Frauen einen eigenartigen zylinderförmigen Hut. Es ist nicht zu erkennen, aus welchem Material er ist, denn er ist mit weißer Farbe dick bestrichen. Das topfartige Prachtstück wird von einem breiten schwarzen Band verhüllt, an dem eine große braune Schleife steckt. Die weiße Krempe steht schräg nach oben, als hätten sie das von einem europäischen Matrosenkäppi abgeschaut. Darunter quellen zwei lange Zöpfe hervor, meistens aber schleppen die Frauen am Rücken ein Bündel mit sich herum, ein farbiges Tuch, hinter dem es sich manchmal bewegt wie von einem kleinen Kind. Ein Wunder, daß es nicht erstickt. Kaum eine Frau ist ohne Säugling. Anfangs wunderte ich mich, warum alle Frauen so schief gingen. Es lag an diesem Bündel. (Bild 01/2)

Fehlt einmal der Säugling am Rücken, dann nur, weil das Kleine gerade vorne genährt wird und das natürlich mitten im Gedränge des Handelns und Feilschens. Plötzlich schreit der

Winzling mit dem pechschwarzen Haar los. Seine Mutter schwenkte nämlich die umfangreiche Nahrungsquelle beiseite und suchte im Ausschnitt darunter den Geldbeutel. Dort ist er vor Taschendieben sicher. Ich erschrecke, als ich die von Wind und Kälte gegerbten Wangen des Säuglings sehe. Dünn wie aus rötlichem Pergament, über und über von blauen Äderchen durchzogen.

Woanders sehe ich einer jungen Frau bei ihrer Arbeit zu. Mich interessiert das. Sie legt mit wenigen kunstvollen Schnitten den süßen blutroten Kern der stachelbewehrten Opuntienfeigen frei und bietet ihn zum Kauf an: zuerst beide Ende abschneiden, dann einen Längsschnitt, die Haut biegt sich weg und gibt den süßen Teil frei.

Einmal hatten wir welche auf den Antillen gefunden und in einem Handtuch zum Boot zurückgetragen, denn die Stacheln sind winzig und niederträchtig. Mir juckt noch heute die Haut, wenn ich mdran denke. Wir hatten sie im Gaumen, auf der Zunge, zwischen den Fingern, überall. Wir mußten anschließend das Handtuch wegwerfen.

Die Frau hier macht das alles ohne Handschuhe. Spürt sie die Stacheln nicht mehr? Danach fragt keiner. Ich aber frage. Sie lächelt nur mild. Sie braucht den kleinen Verdienst. Das fängt mit Suchen und Pflücken an, die volle Kiste zur Straße tragen und dann oben auf einem offenen Lastwagen einen Tag und eine Nacht zum Markt bringen.

Als ich das fotografiere, kommt gerade noch eine Hausfrau aufs Bild, die neben sich einen Korb voll Dahlien abgestellt hat und so eine Feige ißt. Wo mögen hier Dahlien wachsen? Auch im »Oriente« natürlich, nicht hier. Das erledigt, lasse ich mir eine nach der anderen schälen. Die sind garantiert keimfrei.

Meinen blauen, wolkenlosen Himmel habe ich endlich. Schon gestern abend war ich von diesem Sternenhimmel überrascht gewesen. In der Sonne ist es jetzt auszuhalten. Für alle Fälle kaufe ich einen chullo, so eine spitze gestrickte Wollmütze mit Ohrlappen, wie sie die Hochlandindios tragen und einen dicken Schal. Die Preise sind niedrig.

Es gibt kaum Touristen oder nur solche wie mich, vorwiegend Gringos, also jugendliche Rucksackreisende aus Nordamerika, Hippies jeden Alters und Abenteurer aller Art, die keine Preise verderben, weil sie selber sparen müssen.

Was ihnen allen gemeinsam scheint: Die Wißbegier. Sie reisen, um ihren geistigen Horizont zu erweitern. Die Hauptsache aber: weg aus dem kalten Norden, aber auch Abkehr vom Konsumterror ihrer Gesellschaft. Es läßt sich für so wenig Geld so viel Neues kennenlernen.

Sie alle kennen schon Mexiko, haben dort in einer Sommerschule Spanisch gelernt, waren bereits in Mittelamerika und Ecuador. Jeder von ihnen ist voll guter Ratschläge, weiß zwischen San Diego und Santiago jede billige Bleibe, weiß, wo es eine Dusche und fließendes Wasser gibt und manchmal sogar warmes. Natürlich kennen sie auch alle günstigen Speiselokale südlich von Kalifornien, vor allem die Märkte und jede Sorte finger-food.

Sie kauften unterwegs meterweise schmale Borten aus schönen Webmustern, die komischerweise auch wieder chumpi heißen wie das Kastanienbraun meines chompa, und schmückten sich damit Hut, Jacken und vor allem die Jeans. Andere haben es vorgemacht, vor allem die einheimischen Männer selbst. Sie winden sich diese Bänder wie einen Gürtel mehrmals um die Hose.

Fragt man so einen Gringo, wo es die schönen Borten zu kaufen gab, antwortet er: in Ambato oder Riobamba oder irgendeinen anderen Ort, den einfach jeder zu kennen hat. Keiner ist ohne Poncho.

Sehe ich so einen um wenige Soles feilschen, denke ich mir: diese Art Touristen ist nicht gerade, was sich die Fremdenverkehrswerbung erwartet. Das ist nur die eine Seite. Andererseits rufen diese Touristen keinen Haß hervor. Nur zu deutlich ist zu erkennen, daß sie nicht besser gekleidet sind als die Verkäufer selbst.

Das Bild mag nicht insgesamt stimmen, aber irgendwie setzt sich unter den Einheimischen doch die Meinung fest, Amerika besteht nicht nur aus Millionären und woanders wird auch mit Wasser gekocht. Ich weiß es aus der Karibik: Wer in die Dritte Welt reist und aufgeputzt ist, als ginge es abends in die Oper, darf sich nicht wundern, wenn er unter die Räuber fällt.

Es gibt übrigens eine feine Unterteilung zwischen den Ausländern, die hier unterwegs sind. Fragt man einen, ob er auch als Tourist in Peru sei, heißt es: Kein Tourist, nein, ein Traveller, ein Reisender also. Das bindet diese anspruchslosen Globetrotter irgendwie an die Tradition

früherer Jahrhunderte an, und genauso neugierig sind sie auf jedes Erlebnis, das ihnen der neue Tag aus eigener Kraft bringt. Alle folgen irgendwie demselben Flußbett.

Kein Wunder, daß sich dieselben Gesichter auch immer wieder sehen, gestern in Lima, morgen in Cuzco und in ein paar Wochen in La Paz oder am Amazonas. Das kann peinliche Verhöre Monate später einmal bewirken, etwa so ähnlich wie: »Merkwürdig, du sagtest doch, du seiest allein gereist. Dieses Mädchen in der geblühten Bluse, das da in den Ruinen von Chavín herumsteigt, ist doch dasselbe wie dieses hier in dem Kahn auf dem Amazonas.« Gut beobachtet war das, aber wir hatten insgesamt kaum drei Sätze miteinander gewechselt.

Was für ein Augenschmaus dieses Langschlendern über den Markt! Da hockt ein Schuster, der seine Nähmaschine mitgebracht hat - eine handbetriebene Singer, wie ich sie an Bord zum Segelreparieren habe - und flickt den Leuten, während sie warten, ihre Schuhe. Sie haben offenbar nur dieses eine Paar und darunter Socken, die nicht mehr zu flicken sind.

Oder hier der Stand, wo frisches Obst ausgepreßt wird, hauptsächlich Orangen, aber auch Papayas und Möhren. So ein Glas voll purem Saft kostet fast nichts. Ich gebe der jungen Frau meinen Trinkbecher, damit sie ihn mit Karottensaft füllt. Diesen emaillierten Becher habe ich seit vorgestern, weil er so praktisch ist. In Lima kochten Frauen Kaffee am Straßenrand, und ich ließ mir das wärmende Getränk für wenig Geld einfüllen. Dann konnte ich mit dem Becher in der Hand gleich weitergehen. So ist es halt am Anfang. Später werde ich hoffentlich auch die Ruhe finden, die Kaffeepause zu einem Schwätzchen mit den Umstehenden zu nützen.

Natürlich trinkt auch hier am Obststand alles aus den wenigen Gläsern, die es gibt. Die Schüssel mit kaltem Waschwasser hat nur Symbolcharakter. Ich bin vorsichtig geworden nach allem, was ich von anderen Reisenden gehört habe. Bevor sich einer versieht, sei die Darmerkrankung aufgelesen. Die Amerikaner haben auch schon einen Namen dafür: Inca quickstep. Es sei daran zu erkennen, daß im Bus plötzlich einer den Fahrer zwingt, anzuhalten, ganz egal, wo, auch mitten in Lima auf der Plaza de Armas.

Also besser aus dem eigenen Becher trinken. Aber was tut die junge Frau? Sie glaubt wohl, in meinen Becher ginge mehr als in ihr Glas, füllt also zuerst eins ihrer schnell ausgespülten Gläser und leert es dann in meinen Becher. Sie kann sich meine Sorgen nicht vorstellen. Sie hat dafür kein Wort in ihrer Sprache.

Aus einem benachbarten niedrigen Gebäude dringt Rauch und Bratenduft. Menschenmassen strömen ohne Unterlaß ein und aus. Mal sehen, was es heute gibt. Ich werde es noch öfter sehen, das Standardgericht unterwegs längs der Straße: Hühnersuppe, Caldo de Pollo. Das ist nicht alles. Eine lange Grube, wo Holzkohle glüht, erinnert mich ans Oktoberfest: Fisch am Steckerl. Nur haben diese Fische hier kurze Beine, zwei nach jeder Seite, aber sonst sind sie platt, ganz wie die aufgespießten Fische in München.

Ich trete näher. Schöner sehen die hier aus. Sie werden mit einem eigenartig roten Öl bepinselt, das ihnen einen goldenen Glanz verleiht. Natürlich, wir sind ja im Reich des Sonnenkönigs, fällt mir ein. Die rote Farbe aber kommt vom Achiote, den Samen des Lippenstiftbusches der Karibik. Die nordamerikanischen Indianer gingen nicht so sparsam damit um. Das trug ihnen den Namen Rothäute ein.

Was mögen das bloß für Tiere sein? In Oroya, las ich, seien die riesigen Frösche aus der Lagune von Junín eine Delikatesse. Frösche mit Schwanzstummeln? Ich frage also den erstbesten. Das seien Cuycuna. Auf mein fragendes Gesicht hin, sagt er Cuyes und deutet mit zwei Fingern, wie gut sie seien. Er hatte also die Mehrzahlendung aus dem Quechua durch die spanische Endung ersetzt, weil er es mir erleichtern wollte. So wird eine Sprache zuschanden gemacht. Höre ich die Deutsche Welle, ist es in Köln nicht anders.

Ich greife nach einer Portion, zahle und denke mir, zarte Kaninchen mögen so schmecken. Es sind aber Meerschweinchen. Sie schmecken nach gar nichts, doch, natürlich schmecken sie nach etwas: nach scharfen Pfefferschoten. Die treiben im geschmorten Gemüse, das nur aus blauen Zwiebeln und Knoblauch besteht. Mahlzeit!

Woher sollte ich auch das Wort cuy kennen? Die Inkas kannten kein c und hätten es vielleicht kuy geschrieben. Ein Wort also, von Spaniern vorne und hinten verschandelt.

Ich werde neugierig. Ob kuy mit kuyay zusammenhängt, dem Verb für lieben, kuscheln, zärtlich sein? Kuy wie kuscheln? Auf alle Fälle eine nützliche Eselsbrücke, wie sie zum Erlernen dieser Sprache willkommen ist, besonders natürlich beim Kuscheln: einfach zuerst an ein kuy denken! Dann folgt kuyay von alleine.

Der Faden läßt sich noch weiter spinnen. Der Wortstamm ku steckt auch in kututu. Das heißt zwar nicht küssen, aber immerhin verwandt: nagen. Das Nagetier ist entdeckt, das kleine Andenkaninchen der Indios. Jetzt weiß ich es. Bald nach seiner Entdeckung wird es in Europa einziehen, die Kinder und Laboranten beglücken.

Als ich wieder beim Schuster vorbeikomme, näht er gerade einen langen Schnitt an einer kunstledernen Tragetasche zu. Die Tasche gehört einem jungen Schweizer Paar. Aufpassen solle ich hier auf dem Markt. Es wimmle nur so von Taschendieben. Sie beobachten, wohin ein Käufer nach dem Zahlen seine Geldtasche steckt und folgen ihm. Irgendwann im dichten Gedränge ein Schnitt mit dem Rasiermesser, das sie längs an einem Finger festgebunden haben. Erst aufschlitzen, dann mit der Hand durch die Öffnung fahren und mit der Beute verschwinden, das geht schneller, als es der Bestohlene merkt.

Das kann mir nicht passieren, denke ich mir. Außerdem, in meiner Tragetasche ist nur die Musikkassette, die ich vorhin mit Andenliedern gekauft habe. Trotzdem werfe ich einen Blick von allen Seiten darauf. Wirklich, sie ist aufgeschnitten. Die Cassette, die sich vielleicht wie eine Geldtasche angefühlt hat, fehlt. Alle lachen, der Schuster freut sich. Er darf meine Tasche auch gleich nähen.

Auf der Direttissima nach Cuzco

In einer Seitenstraße das Schild eines Busunternehmens, HIDALGO S.A. Ein rotbemalter Bus der Firma steht davor, Marke Dodge. Er hat eine massive Karrosserie, sieht wie ein Armeelaster mit Fenstern aus, das Dach ist vollbepackt mit Kisten und Bündeln. Die Marke Dodge beherrscht alle Andenstraßen, vermutlich, weil kein anderes Fabrikat diese Straßen überlebt.

LIMA CUZCO verkündet die Frontscheibe. Es gibt also Busse von hier nach Cuzco, dem Ausgangspunkt für die Fahrt nach

Machu Pijchu. Warum sollte es auch keine geben! Bis zu diesem Augenblick hatte ich geglaubt, ich müsse zuerst nach Lima zurück und dann vielleicht fliegen. (Bild01/1)

Ich frage. Heute nicht mehr, aber morgen früh um sieben. Sechs Dollar koste die Fahrt. Ein Pappensiel für diese Entfernung, scheint mir, aber natürlich nicht für die Einheimischen. Auf einer Detailkarte in der "Bibel" ist es gerade einmal so weit, wie zwei Glieder meines kleinen Fingers lang sind. Eine ziemlich gerade Straße. Wir werden sehen.

Ich zahle, lasse meinen Namen samt Paßnummer auf die Liste setzen und freue mich auf morgen. Morgen ist erst der 23. Dezember. Bis zum Heiligen Abend sind es noch 48 Stunden. Im Kopf stelle ich mir diese Strecke ganz genau vor, nämlich wie das Inntal zwischen Kufstein und Innsbruck, ein bißchen enger vielleicht als das Mantarotal hier, aber wunderschön und auf beiden Seiten die besonnten Bergketten der 5000 m hohen Kordillieren.

Auch die »Bibel« gibt keine klare Auskunft über die gesamte Strecke, nur soviel: Wer unterwegs die Fahrt unterbreche, sitze womöglich tagelang fest. Bis zur ersten größeren Stadt unterwegs seien es 13 - 16 Stunden. Das muß wohl ein Druckfehler sein. Auf alle Fälle: wenn dem so ist, dann werden wir sicher unterwegs in einem Hotel übernachten, hoffe ich. Schon weil der Fahrer eine Rast brauchen wird.

Halb sieben Uhr früh. Beim Busunternehmen warte nicht nur ich. Ich bin etwas spät dran und schnappe nach Luft. Drei Gepäckstücke in der Hand und über 3000 m hoch, da läuft es sich nicht so schnell. Ich höre zwei junge Amerikanerinnen miteinander reden und sehe das Schweizer Paar von gestern wieder. Sie wollen auch alle nach Cuzco. Die meisten anderen sind Peruaner, ganze Familien, zum Teil mit Säuglingen im Arm. Die Verwandten über die Feiertage besuchen, vermute ich. Ich muß mich nicht vordrängen. Ich denke mir, jeder hat einen reservierten Platz.

Als Letzter darf ich vorne einsteigen, der Chauffeur deutet nach hinten. Aber es ist kein Platz frei. Beschwerde. Ein Angestellter findet meinen Namen auf einem Bündel Listen. Peru ist zum Glück ein Polizeistaat, wo niemand so mir nichts dir nichts von einer Stadt zur anderen fahren darf. Bald werde ich es wissen: alle peruanischen Insassen mußten sich vor der Reise eine Transiterlaubnis bei der Polizei besorgen.

Neben meinem Namen steht die Paßnummer. Alles ist bereits offiziell registriert. Ich muß mit dem Bus die Fahrt antreten, ob ich will oder nicht - mit oder ohne Platz. Der freundliche Chauffeur sagt, das sei nicht so schlimm, klappt rechts hinten neben der zweiten Tür einen Blechsitz herunter, ein Notbehelf ohne Sitzpolster.

Immerhin, ich kann mich gegen die ebenso blecherne Rückwand lehnen und sitze neben dem Fenster. In der »Bibel« stand es schon irgendwo: Man sehe zu, möglichst links zu sitzen, weil dort der bessere Talblick sei. Ich nehme es als eine gute Fügung. Wir sind an die 40 Peruaner und neun Gringos. Alle wollen nach Cuzco. Dann müßte es eigentlich schneller gehen, weil unterwegs nicht soviel anzuhalten ist, ein Direttissimo Huancayo - Cuzco sozusagen.

Erste Überraschung: bald hinter der Stadt hört der Asphalt auf. Gleichzeitig ein Schlagbaum: Passagierlisten kontrollieren, Ausweise vorzeigen. Dann wird es holprig. Jedes Schlagloch macht sich auf meinem Notsitz doppelt hart bemerkbar; aber noch sind es wenige.

Auch hier oben wird Weizen angebaut. Winzige Felder, von Mauern oder Eukalyptusbäumen umgeben, ziehen sich zu beiden Seiten die Berghänge hinauf. In großer Einsamkeit die Lehmhäuser der Bauern. Unsere Schotterstraße schmiegt sich an den Berg, folgt jeder Falte in seiner Flanke in unzähligen Windungen. Der Fluß ist tief unten, es sieht gefährlich aus.

Was ich nicht wissen kann, was keiner der ausländischen Reisenden weiß und was die Einheimischen mit stoischer Gelassenheit hinnehmen: die Straße von Huancayo nach Ayacucho, unserem ersten Ziel, wird ganz offen »la carretera de la muerte« genannt. Niemand zählt die abgestürzten Autos oder versucht, die Verunglückten aus tausend Meter tiefen Schluchten zu bergen.

Es gäbe noch eine zweite Verbindung nach Ayacucho, weiß einer. Sie beginne an der Küste in Pisco und sei nicht weniger abenteuerlich, eine endlose Fahrt über schmale Straßen, enge Kurven, ungeheure Abgründe, bei schlechter Sicht wegen der Staubwolken, die von den Lastwagen der Bergwerksgesellschaft verursacht werden, lange Zeit über 4.000 m hoch, bei eisigen Winden, Schnee und Hagel, Felsbrocken und Lamaherden auf der Straße.

Kein Wunder, daß dieser andere Weg »Straße der Tapferen« genannt wird. Aber es ist die einzige direkte Verbindung, die es derzeit von der Küste zur großen Universitätsstadt Ayacucho gibt, der Hauptstadt des gleichnamigen Departamento, Stadt der 38 Kirchen. Noch ahne ich nicht, welche Tapferkeit auch von uns hier im Bus abverlangt werden wird.

Endlich geht es abwärts. Wir nähern uns dem Fluß im engen Talboden, es ist immer noch der Mantaro. Dann eine große Steinbrücke rechter Hand, ein eleganter Rundbogen aus spanischer Zeit. Wir sind nach vier Stunden in Izcuchaca und nur noch 2.800 m hoch. Chaca, das ist die Brücke, Izku der Kalk, also wohl Kalkstein. Eine Rundbogenbrücke aus hellem Stein, das kannten die Indios vorher nicht.

Mir fällt auf, wie häufig die Ortsnamen in Peru aus der Indiosprache stammen. Wie auch in Mexico. Steigt einer in Mexico City in die U-Bahn, glaubt er, die ganze Einrichtung mit ihren Stationsnamen gehe auf die Azteken zurück.

Das Dorf liegt jenseits und hat nichts Anziehendes, nur die üblichen nackten niedrigen Steinhäuser mit Blechdach oder den halbrunden Dachziegeln, die hier Mönch und Nonne genannt werden. Ebenfalls jenseits vom Fluß beobachteten wir unterwegs schon einen langen Erzzug, der in Tunnels und unter gemauerten Galerien von der Bergwerksstadt Huancavelica nach Oroya unterwegs war.

Unser Bus hält vor der Brücke. Neben der Haltestelle hat sich eine Frau mit zwei Eimern voll Chicha, also gezuckertem Obstsaft, niedergelassen. Was muß sie geschleppt haben! Jetzt schöpft sie mit einer Kelle jedem das billige Getränk in denselben Becher. Ich trinke auch. (Bild 01/3)

Richtige Chicha ist etwas anders. Sie besteht aus einer Maismehlbrühe, die am Gären ist. Das Bier des armen Mannes bei allen Volksfesten in den Dörfern Perus. Bloß vorsichtig damit sein, erzählt ein Mitreisender, der schon in Bolivien einiges erlebt hat. Zum Gären gehören Fermente. Woher sie nehmen? Die Ärmsten im Dorf dürfen bei der Herstellung helfen. Jeder hat kleine Klöße aus Maismehl gut durchzukauen, wird davon vielleicht sogar satt und das Ergebnis seiner Arbeit spuckt er in den großen Chichakrug. Die Gärung beginnt, es wird ein fröhliches Fest. Über Generationen hinweg gesehen, eine Art Immunisierung mit

Breitbandwirkung gegen Durchfall, Tuberkulose und was weiß ich.

Die Frau verkauft auch Ausgebackenes und Bratäpfel. Alles schmeckt gut. Ich bin hungrig. Die Panettoni sind am Dach. Ein Junge bietet Zeitungen an. Fast jeder kauft ein Exemplar. Ich auch, wundere mich aber, wer hier im Bus alles lesen kann und was es in einer Zeitung zu lesen gibt, die nur über sportliche Ereignisse der letzten Woche berichtet. Es öffnet auch kaum einer die Blätter.

Sie werden schon wissen, wofür sie das seltene Papier brauchen. Alle Gringos jedenfalls haben sich längst für Reisen in diesem Erdteil mit Klopapierrollen eingedeckt. Wir mit unserer Rolle müssen unterwegs den Andenindios vorgekommen sein wie den Europäern die Amerikaner in ihren allerlächerlichsten Tourismusallüren.

Jenseits der torbogenbewehrten Brücke ein Schlagbaum. Dahinter die Guardia Civil. Sie kontrollieren, ob alle Fahrgäste die Erlaubnis ihres Bürgermeisters haben, nach Cuzco fahren zu dürfen. In jedem Ort wird sich das wiederholen. Ich weiß es nur noch nicht.

Es vergeht jedesmal zwischen einer halben Stunde und mehr. Die Busfahrer - es sind zwei - haben bereits einen Listenstapel bei sich, wo jeder Fahrgast aufgeführt ist. Bei jedem Stopp läßt er eine Liste zurück. Aufgabe der Polizei ist es, das zu kontrollieren. Sie haben sonst nichts zu tun. Natürlich wissen sie auf diese Weise auch, wer mit welchem Bus in die nächste Schlucht gestürzt ist.

Jetzt werden die Pässe der Ausländer kontrolliert. Ich sähe viel jünger auf dem Paßbild aus, sagt der eine. Er kann nicht fassen, wie lang ein deutscher Paß gültig ist, und ich frage ihn, ob er nicht auch älter werde. Nicht genug damit, müssen alle Ausländer noch ein Formular ausfüllen. Sie nehmen ganz selbstverständlich an, daß wir keine Analphabeten sind wie ein Viertel aller Peruaner. Im Laufe dieser Fahrt lerne ich meine Paßnummer auswendig. So oft muß ich sie niederschreiben.

Endlich weiter. Die »normale« Straße führt von hier etwa 100 km an einem Berghang entlang und besonders in der Regenzeit, also jetzt, sei sie häufig von Steinschlag bedroht, also von langen Fahrtunterbrechungen, bis alles mitgeholfen hat, die Felsbrocken den Berg hinunterzukullern. So steht es

wenigstens in der »Bibel«. Wir machen uns auf einiges gefaßt. Wenn alles glatt geht, seien das fünf Stunden Fahrzeit.

Gebirgsbewohner, wie meine Nachbarn aus der Schweiz, lächeln. »Warum können die hier keine wetterfeste Straße bauen!« Man muß es selbst gesehen haben. Vergleiche sind wertlos. Der Straßenverkehr spielt sich hier wie in der Gipfelregion von Eiger, Mönch und Jungfrau ab, nur ohne Gletscher.

Was uns Gringos überhaupt keiner erklärt, weil es alle Einheimischen ohnehin wissen: Im April diesen Jahres sind 88 km dieser "normalen" Straße samt der Bergflanke, an der sie klebte, abgerutscht. Um nach Ayacucho zu kommen, ist ein langer und gefährlicher Umweg nötig, der für sich allein 12 bis 15 Stunden Fahrzeit erfordert. Statt der fünf normalen also aus dem "Bibel"-Zitat! Das liegt jetzt vor uns.

Das kann ja heiter werden. Die »Todesstraße«, beziehungsweise der noch schwierigere Ersatz dafür, die fährt überhaupt nur einer, der schon in Huancayo ist und nicht in Lima, vor allem natürlich die Leute aus dem Huancatal, weil die sich den teuren Umweg über Lima nach Ayacucho oder Cuzco nicht leisten können.

Vorerst soll es nach Huancavelica gehen, wieder einer Hauptstadt eines Departamentos. Die Inkas sagten vermutlich Wanka Willka dazu. Wanka, das steckte schon in Huancayo, Willka ist etwas Heiliges, alles zusammen vielleicht eine Tempelstatue aus Stein.

Wir fahren vorerst den Berghang hinauf, immer höher ins Gebirge, wenn das auf dieser Höhe überhaupt noch Sinn macht zu sagen. Wir folgen der Kleinbahn, die allerdings kaum einmal außerhalb des Tunnels sichtbar wird. Sie dient nur dem Erztransport.

Bevor es endgültig Ernst wird, wieder ein Posten. Diesmal geht es um den Bus. Heute darf er fahren. Was auf uns zukommt, ist immer nur in einer Richtung befahrbar. Die Straßenbreite reicht kaum für einen Bus. Wir werden es bald wissen. Die ganze Strecke, die folgt, ist in eine fast vertikale Felswand gehauen, deshalb auch gut überdacht und von Steinschlag nicht so sehr bedroht. Sie folgt den Falten in der Bergwand, Innenkurven, Außenkurven.

Der Fahrer gibt Gas. Er weiß ja, es darf von vorne keiner entgegenkommen. Ich sitze links hinten über dem Abgrund, die Wand ist rechts. Ich sehe jedesmal, wenn es in eine Innenkurve geht, wie lächerlich das Mäuerchen ist, das in den wasserübertönten Schluchten das Straßenfundament hält. Jetzt gibt er erst recht Gas. Ich sehe ganz deutlich, wie das linke Vorderrad gerade noch auf der Straße steht, das Hinterrad, über dem ich sitze, müßte eigentlich in der Luft schweben. Da bricht auch schon unter dem Vorderrad ein Stein der schwachen Stützmauer weg. Ich sehe uns in den Abgrund stürzen. Der Anblick wiederholt sich bei jeder Innenkurve, aber es passiert nichts.

Alles hier ist lose und provisorisch, nicht etwa eine betonierte Mauer. Wer sollte die hier bauen! Ob der Fahrer deshalb so rast? Damit ihn die Fliehkraft in die Kurve drückt und nicht abstürzen läßt? Nach 50 weiteren Metern ist der Schreck endlich überstanden, und beim Zurückblicken auf die gegenüberliegende Schluchtseite scheint es unmöglich, daß wir dort herkamen.

Voraus jetzt eine Rechtskurve um die nächste Felsnase. Die Straße ist links von meinem Fenster nicht mehr zu sehen, nur noch unauslotbare Tiefe. Die wenigen unter uns, die nicht ganz unbemittelt sind, beginnen spätestens jetzt darüber nachzudenken, daß sie ihre Hinterlassenschaft nicht geregelt haben, ich zum Beispiel meine Yacht. Es wäre sinnlos, jetzt noch ein Testament zu schreiben. Wer da hinunterstürzt, den holt nur noch der Condor. So ging das stundenlang. Kurve nach links, Kurve nach rechts und immer mit Vollgas bergauf.

Keine Beschreibung reicht an die Wirklichkeit dieser Strecke heran. Natürlich gibt es keine Wehrsteine. Sie hätten die Straße nur noch enger gemacht und man hätte sie Stück für Stück in den Mutterfelsen einbetonieren müssen.

Langsam sprach es sich mittlerweile unter uns Gringos herum: die vielen Holzkreuze am Weg, manchmal mit vertrockneten Blumen und meistens hinter einer Kurve, gehörten zu keinem Kreuzweg, auch wenn wir das Ganze gerne als eine Art Kalvarienberg aufgefaßt hätten. Jetzt wurde es auch denen, die auf der Bergseite saßen, irgendwie mulmig, besonders unseren Schweizern.

Die Talseite, das bedeutete einen freien Blick in 1.000 bis 2.000 m Tiefe, ein Ausblick tiefer als in die tiefsten Canyons Nordamerikas. Es sind nicht immer Felswände, manchmal nur

steile Grashänge ins Ungewisse, zu steil, um sie mit Steigeisen zu begehen. An so einem Hang sah ich in diesen Stunden einen einzelnen Baum, der sich weiß Gott wie dort festgeklammert hat, und an seinem Stamm klebte das Wrack eines kleinen Lieferwagens. Was aus dem Fahrer geworden sein mag?

Viel später werde ich lesen, daß diese Straße die unfallreichste der ganzen Anden ist, aber daß sie auch die grandioseste Hochgebirgsszenerie der Anden vermittelt. Wir erleben sie jetzt in höchster Steigerungsstufe, nämlich auf dieser tödlichsten aller Todesstraßen.

So hart wie die Straße, so hart ist auch die Federung dieser Dodgebusse, die einzigen, die das offenbar aushalten. Auf meinem Sitzplatz fliege ich manchmal richtig in die Luft. Ich stehe dann, um das Geschüttele mit den Kniegelenken abzufangen.

Huancavelica ist die Endstation der Eisenbahn, die wir unterwegs sahen. Erst 146 km liegen hinter uns, und wir sind schon sieben Stunden unterwegs. Fast eine Stunde hält uns diesmal die Straßenkontrolle auf. Wir wundern uns alle, warum der Fahrer den Motor nicht abstellt. Wir wissen es noch nicht: Er hat keine Starterbatterie, kann also nur starten, wenn er abwärts rollt. Das hübsch geschmückte Marienbild an seiner Fensterscheibe sagt alles: dieser Fahrer hat längst sein Schicksal in Gottes Hand gelegt. Hoffentlich nicht auch das Steuerrad in Augenblicken höchster Gefahr. Si Dios quiere, nur wenn Gott will, komme ich an.

Wir schauen während der Wartezeit durchs Fenster. Draußen stehen frierende junge Menschen, denen es nicht anzusehen ist, ob sie arbeitslos herumlungern, Schichtwechsel haben oder zusteigen wollen. Der Ort liegt 3.860 m hoch, 17.000 Menschen leben hier, die Bergwerksstadt war schon von weither an ihren Zechen zu erkennen und an den Bergbahnen, die die Landschaft wie ein Spinnennetz überziehen. Sie geht auf eine Gründung der Spanier zurück, die hier oben vor 400 Jahren bereits Silber und Quecksilber abbauen ließen; aber erst die Engländer haben mit ihrer Eisenbahn den Ort zu dieser Wunde im Gebirge gemacht, die er heute ist.

Diese Kunde von Spaniern, die hier schon bald nach ihrer Ankunft nach Bodenschätzen suchten, verblüfft jeden, der davon hört. Was für ein Unternehmen muß das gewesen sein!

Die Arbeit auf den Schultern der zwangsrekrutierten Indios, der wochenlange Transport bis nach Lima auf dem Rücken der Llamas.

Was für eine Leistung aber auch von den Europäern in diesem menschenfeindlichen Klima. Ich kann es immer noch nicht glauben, was ich vorgestern im Museum las. Da hatte Pizarro, kaum war der letzte Inka überwältigt, sechs seiner Leute von Cajamarca im Norden Perus zu Pferd auf den Weg nach Cuzco; der Hauptstadt des Reiches geschickt. Keine Landkarte und keine Ahnung, wie weit das ist oder ein Bild von dem, was dazwischen liegt und sie erwartet. So wenig wie ich also gestern noch. Auch keine Möglichkeit, den erstbesten nach dem Weg zu fragen. Immer nach dem bewährten Motto: Frechheit siegt.

Die sechs kamen in Cuzco an, sahen wie kein Weißer nach ihnen wieder die goldene Pracht der Inkastadt und kehrten wohlbehalten zu Pizarro zurück. Fast möchte ich wie gestern bei der Höhe des Preises noch einmal sagen: Dann kann es ja gar nicht so weit sein bis nach Cuzco.

Frauen haben am Straßenrand neben dem Bus selbstgeflochtene Körbe vor sich aufgetürmt und versuchen, sie an uns loszuwerden. Wohin damit? Soweit noch Platz zum Stehen in unserem Bus ist, füllt der sich jetzt. Hier warten sie manchmal tagelang, erzählt einer, weil die Busse längst ausgebucht sind. Hier aussteigen und einen anderen Tag weiterfahren, ist ausgeschlossen. Außer eben stehend, wie die neu Zugestiegenen. Alle Busse sind überfüllt und sie fahren nicht jeden Tag.

Endlich weiter. Weiter hinauf. Auf einem Straßenschild las ich, wir fahren Richtung Pisco. Natürlich nicht direkt, sondern irgendwo in die Mitte zwischen Pisco und Ayacucho, genau genommen nach Santa Inés, dem Ende der Welt und nicht weit von Castrovirreyna, auch einem Minenort auf 3.800 m Höhe. Wir aber sind längst wieder über 4.000 hoch.

Auf 4.500 m Höhe, nahe Pucabamba, grasen immer noch Llamas. In unbeschreiblich einsamen, iglooartigen Behausungen aus Stroh leben Hirten. Rauch steigt auf. Sie sind bewohnt. Im Stall, nicht weit weg, suchen die Llamas Zuflucht in der Nacht oder wenn es gar zu kalt wird. Die kleinere Alpacas sind dichter behaart. Alles trägt den Kopf hochmütig hoch, ja sie sollen sogar spucken. Sie wollen sich

bloß nicht unterkriegen lassen. Das Leben ist ihnen gegeben worden, überleben müssen sie selber wollen.

Irgendwo ein kurzer Halt. Im hohen Punagras bewegt sich etwas, das auf den ersten Blick überhaupt nicht zu erkennen ist. Eine Schildkröte, ein Gürteltier? Unter einer breiten Glocke aus dichter Wolle, über und über wie ein sicherer Panzer mit Lehm verschmiert, bewegen sich kurze Beine. Sie sind nur beim Vorwärtsspringen zu sehen. Das läßt ahnen, wo der Kopf steckt. Die Andenschafe tragen ihren Igloo mit sich herum. Ohne die Wolle von Millionen dieser Tiere müßten die Menschen die Anden verlassen, denn davon leben sie.

Wir fahren jetzt über eine wellige Hochebene. Einzige Abwechslung: die Hochspannungsmasten. Neben so einer iglooartigen Behausung hält unser Bus, weil einer aussteigen will. Er trägt ein kleines Radio bei sich, das er wohl in Huancayo erstanden hat. Hoffentlich hat er auch Ersatzbatterien gekauft. Kilometerweit weg bemerke ich einen knallroten Punkt in dieser verwunschenen Einsamkeit. Es ist eine Frau, die wohl hinter ihren Viehherden her ist. Sie kann nicht verloren gehen.

Draußen liegt Schnee auf den Grasbüscheln. Der erste richtige Schnee seit sieben Jahren, aber ich glaube, es schneit hier niemals wie in Europa meterhoch alles zu. Der Schnee bleibt nicht lange liegen. Zwischen Wolkenfetzen sind in der Ferne Gipfel zu sehen, die nicht mehr viel höher sein können, denn der Chontapaß, über den wir fahren, ist selbst schon 4.800 m hoch. Aber das ist noch nicht alles. Drei Kilometer von hier ist der höchste befahrbare Paß in der Welt: 5.059 Meter. Die »Bibel« warnt davor, ihn zu Fuß erreichen zu wollen. Wer es versuche, werde im Schneeregen zur Eissäule. Und als es noch keine Autos gab?

Der Wind, der über die Puna bläst, ist eiskalt und dringt durch das Fenster, das nicht gut schließt. Am Dach liegt Schnee, schmilzt wohl und tropft durch undichte Stellen auch auf mich. Mein Pullover saugt sich voll Wasser, die Füße sind eiskalt. Eine Heizung gibt es nicht. Ich stopfe mir jetzt die Sportzeitung unters Hemd, wie ich es beim Bergsteigen gelernt hatte, in der Kälte zu überleben. Papier isoliert. Die weitgereisten Schweizer, die dank Swiss-Air-Freiflügen schon viel von der Erde gesehen haben, zogen sich unter einen Biwaksack aus Plastik zurück.

Jetzt würde ich eine Decke brauchen. Mein Nachbar, ein junger Indio, der nach Cuzco fährt, wo er eine Arbeit antreten soll, bemerkt, wie ich leide und will seine Manta mit mir teilen. Ich danke ihm wie einem Lebensretter. Er könnte auch das Christkind sein. In dieser Lage werden alle hermanos. Wie oft hörte ich dieses Wort Bruder in den vergangenen Tagen schon. Bruder, schenk mir ein bißchen Kleingeld!

Was hätte ich heute früh ahnen können, was auf uns zukommt. Von wegen Inntal von Kufstein nach Innsbruck! Wer weiß schon, daß Busse, die über 4.000 m Höhe verkehren, keine Heizung haben, undichte Fenster und Löcher im Dach! Mein Ölzeug ist in der Tragetasche und die steht unter vielem anderen Gepäck auf dem Dach. Ich fragte den Fahrer bei einem Stopp, ob er es herunterholen würde. Ganz ausgeschlossen. Wie solle er das! Alles ist unter einer großen Plane festgezurt. Zu meinem Sitz gehört nicht einmal eine Gepäckablage. Ich halte die ganze Reise schon meine Fototasche auf den Knien und trotzdem wird sich von der Erschütterung eine Schraube an der Rolleiflex lösen. Nur Minou verliert zum Glück ihren Kopf kein zweites Mal.

Endlich stoßen wir auf die Straße aus Pisco. Es ist eher eine schwarze Narbe in der weiß verschneiten Landschaft. Leider ist es schon dunkel. Ich lese es im Scheinwerferlicht. Unter dem Wegweiser warten wer weiß wie lange schon zwei Hirten, die mitgenommen werden wollen. Im Dunkeln ist nur noch zu sehen, was von den Scheinwerfern angestrahlt wird, irgendwo ein Schild »Santa Inés«. Mehrmals tauchen riesige Wasserflächen auf.

Eine davon ist der Choclococha. Der Name geht auf ein Inkamärchen zurück. Choqllu, so heißen die Maiskolben, gocha ist der See. Der Maiskolbensee. Wenn das kein Märchen ist! Die Sage erzählt: Als die Wankas hier von den Inkas besiegt wurden, warfen die Fliehenden ihre Maisvorräte in einen See, um schneller weglaufen zu können. Der See trocknete vorübergehend aus, und der Mais begann zu wachsen.

Endlich der letzte Paß dieser Nacht, diesmal zur Grenze nach Ayacucho und wieder ein Grenzbaum. Alles darf aussteigen und in der steinernen Baracke neben der Straße sich aufwärmen. Hier wird ausgekocht. Wer will, kann Hühnersuppe essen, Reis, Fleisch und Salat, alles für eine Mark. Ich brauche kein Essen mehr. Ich suche eine Toilette, aber es gibt keine. Auch keine Waschgelegenheit. Wo

waschen die hier eigentlich den Salat? Oder das Küchenpersonal sich selber? Ein Aspirin könnte ich jetzt brauchen, einen heißen Grog, ein warmes Bett und, wenn möglich, eine Krankenschwester dazu zum Warmhalten.

Statt dessen muß ich in die Kälte hinaus, weil ich Durchfall habe. Wind und Regen wehen mir horizontal um die Ohren. Hinter einer Mauer finde ich im nassen Gras eine glitschige Stelle, wo schon andere vor mir eine Toilette vergebens gesucht haben. Widerlicher ging es nicht mehr. Ich rede mir ein: Vergiß nicht, Rudi, du bist hier so hoch wie auf dem Montblanc, noch mehr: du bist in Südamerika. Der Bus hupt. Es geht weiter.

Das muß der 4.750 m hohe Apachenta-Paß gewesen sein. Jetzt geht es nur noch abwärts. Nach weiteren 100 km sehen wir vor uns die Lichter von Ayacucho. Mitternacht ist längst vorüber. Gegen zwei Uhr früh suchen wir am Ortsrand eine Tankstelle. Die Fahrer wollen tatsächlich ohne Rast weiterfahren. Die Tankstelle, die wir endlich finden, ist ohne einen Menschen. Es ist eine steile Stelle. Der Motor stirbt beim Anfahren ab.

Um ihn wieder zu starten, läßt der Fahrer den Bus rückwärts rollen, würgt den Gang hinein - ein Dodge verträgt das im Rückwärtsgang vielleicht - aber es gibt einen lauten Knall. Das Kardangelenk ist gebrochen, die Schüttelfahrt vorerst zu Ende. Was für ein Aufatmen unter uns Gringos. Wir waren unterwegs schon beim Tüfteln, wie wir diese Todesfahrt beenden könnten. Vielleicht die Luft aus den Reifen lassen? Wir sollten versuchen zu schlafen, heißt es. Der Fahrer werde am Morgen eine Werkstatt suchen, die das Gelenk zusammenschweißt.

Allein der Gedanke an eine geschweißte Pleuelstange läßt jedem von uns die Haare zu Berge steigen, der weiß, was gemeint ist. Die beiden Amerikanerinnen sagen, sie werden bei Tageslicht aussteigen und den Flugplatz suchen. Es müsse doch auch einen Flieger nach Cuzco geben.

Ich werde sie zufällig in Cuzco wiedersehen. Das Erstaunen ist gegenseitig. »Lebst du noch?« Sie hatten wirklich noch zwei Plätze im Flugzeug gekriegt und flogen für 20 Mark pro Person in 40 Minuten in die Inkastadt. Ich denke mir, was für 20 Mark über drei Andenpässe fliegt, fliegt vielleicht auch mit einem geschweißten Motor und ohne Batterie.

Wir versuchen zu dösen. Ein Baby weiter vorn schreit ganz jämmerlich und verscheucht jeden Schlaf. Ich nehme es auf Tonband auf und als es einmal schweigt, spiele ich in grimmigen Humor das Band ab. Jeder wundert sich, wo hier hinten ein weiteres Baby sein soll.

Ab vier Uhr morgens knattert ein Bus nach dem anderen an uns vorbei. Die Bevölkerung von weitum eilt zum Weihnachtsmarkt, einer großen Sehenswürdigkeit, behauptet die »Bibel«.

Zwischen den Bussen donnern Lastwagen vorbei. Auf der Last - viele Säcke mit Maiskolben -, sitzen vermummte Indios. Sie sind vielleicht schon die halbe Nacht unterwegs. Wer von denen in einem Bus wie unserem fahren darf, fragt nicht nach winddichten Fenstern, wasserdichtem Dach und Heizungssystemen. Sie würden unser Fahrzeug sehr bequem finden.

Ayacucho liegt nur 2.500 m hoch, und es ist nicht mehr so kalt, aber von Schlaf ist keine Rede. Nur die beiden Landstreicher - so nennen wir das dann -, die der Fahrer unterwegs noch aufgelesen hat, liegen jetzt am Boden und schnarchen. Sie schwatzten bisher ohne Unterlaß in ihrem Dialekt so komisch, daß ihre Landsleute beim Zuhören vor lachen nicht schlafen konnten und wir deshalb auch nicht. Die Flöhe, die etwa um diese Stunde die Hosenbeine heraufkrabbelten und sich auf Gürtelhöhe ein warmes Plätzchen suchten, stammten bestimmt von den beiden. Flöhe gehören zu den Anden wie die Llamas ins Hochland.

Man sollte auch nicht so schlecht von den Flöhen reden. Wenn einer Glück hat, springen sie bei günstiger Gelegenheit zu einem neuen Opfer. Schlimmer seien Kopfläuse. Einer der Gringos aus unserem Bus war schon in Paraguay. An der Grenze wurden ihm zuerst die Haare abgeschnitten, denn wer so lange Haare wie er hat, hat auch Läuse, behauptete die Grenzpolizei. Ein Bolivienexperte behauptet dagegen, Läuse zu suchen, sei für den Familienzusammenhalt wichtig. Außerdem seien sie ein wichtiger Eiweißlieferant und deshalb für die arme Bevölkerung lebensnotwendig. Darf man es ihnen verdenken? Legte doch schon der Gott Coniraya Wiracocha, der gerne den armen Leuten in Lumpen gehüllt erschien, seinen Kopf der Taubenmutter Uрпиуасhас zum Lausen in den Schoß. Märchen, die keine sind.

Draußen wird es jetzt interessant. Die Fahrer lösen die Kardanwelle aus ihrer Halterung. Dabei purzeln die stabförmigen Teile des Kugellagers aufs Pflaster und rollen nach allen Richtungen weg. Jeder, der eine Taschenlampe hat, hilft unter dem Bus beim Suchen, und ich fotografiere das einmalige Schauspiel mit Blitzlicht. (Bild 02/1)

Intermezzo in Ayacucho

Die Gelenkgabel zu schweißen sei kein Problem; aber die Rollen müßten komplett sein, heißt es, sonst säßen wir fest. Ersatzteile gäbe es hier nicht. Am Ende zählen sie die Handvoll zentimeterlanger Stahlröllchen. Ich weiß nicht, woher sie wissen, wie viele es sein müssen und ob sie überhaupt so weit zählen können. Nach der Art, wie sie das Rollenlager auseinandernahmen, hatten sie keine Ahnung, was sich dahinter verbarg.

Die Reparatur kann länger dauern, denke ich mir, überhaupt heute am 24. Dezember, und folge ihnen ins Zentrum. Später mache ich mich selbständig und suche einen Laden, wo es Rollfilme gibt, denn meine sind im Gepäck auf dem Dach.

Ich hatte Ayacucho niemals früher nennen hören. Vermutlich ist es eine der schönsten Städte Perus, da im Zentrum noch gut erhalten. Unter tiefblauem Himmel die Straßen mit Bäumen bestanden, die grünen Anlagen werden von Dattelpalmen überragt. Hier gedeihen Orangen und Pflirsiche. Die Häuser sind weiß gestrichen, verziert mit kunstvoll geschnitzten Balkonen, Innenhöfe, wie tropische Gärten, die umgebende Landschaft nur Mittelgebirge. Bin ich in Andalusien?

Im Stadtzentrum sieht es noch heute so aus, wie es zur spanischen Zeit ausgesehen haben mag. Um den Hauptplatz scharen sich die Kathedrale, Rathaus und Regierungsgebäude, natürlich auch die Statuen der »Befreier«. Mir gefällt es hier. Die Häuser sind einstöckig, oben schattige Loggien, unten Hausfronten mit Lauben, wie in Südtirol, die Dächer sind auf die typische spanische Art gedeckt, immer ein Mönch zwischen zwei Nonnen. Das Rathaus sei von 1540, viele Herrenhäuser aus dem 17. Jahrhundert, die Universität wurde 1677 gegründet. Im Vorbeieilen ein Blick in eine Kirche: Altäre wie aus purem Silber, die Außenfassade in Reliefschmuck, wie Bänder aus steinernen Blüten. Das täuscht nicht über den Niedergang

hinweg, es bröckelt der Putz. Viele Kirchen sind nur noch Ruinen.

Ich frage unterwegs nach Filmen. Im staatlichen Touristenhotel gäbe es einen Laden. Das ist weit zu laufen. Das Hotel ist ein restauriertes altes Kolonialgebäude mit 150 Betten. Bevor ich fragen kann, ob es Filme gibt, wird mir gesagt, alle Zimmer seien belegt. Was muß ich heruntergekommen aussehen. So abschreckend wie ich sieht kein Tourist aus.

Leider keine Filme im Laden, aber in der Nähe entdecke ich eine Kodak-Reklame. Sie gehört zu einem Paßbildladen. Ich kriege, was ich suche und habe es jetzt eilig. Wie finde ich quer durch die Stadt zurück?

Keine Zeit mehr, das farbige Straßenleben zu fotografieren. Dabei gäbe es soviel zu sehen. Die wunderlichsten Arbeiten in bemaltem Ton, ganze Kirchen, wie ein Spielzeug aus Zuckerguß. Sogar auf dem Dachfirst der Bauernhäuser sind sie als Schmuck angebracht. Der Phantasie der Schöpfer dieser verträumten Kirchlein scheint keine Grenze gesetzt.

Jeder will mir, dem vorbeieilenden Gringo, etwas verkaufen, vor allem einem, der aus Richtung Touristenhotel kommt. Sie rufen nicht »Gringo!«, sie locken mit »Gringito!«. Das ganze Departamento scheint heute in Ayacucho zu sein. Heute ist Heiliger Abend. Die Bauern kommen weniger zum Einkaufen, sie bieten ihre Produkte an.

Wo geht es zu meinem Bus zurück? Ich erinnere mich, ich überquerte zu Fuß eine Brücke. Mein Bus stand jenseits. Ich frage, wo hier eine Brücke sei. Man versteht mich nicht. Besser nach einer chaka fragen und mit den Händen fragende Bewegungen machen. Es gibt einen kleinen Auflauf. Man sollte nicht in Quechua zu reden versuchen, wenn man es nicht kann. Einer deutet auf einen übervollen Bus, der gerade neben mir hält. Sie schieben mich hinein, das sei die Richtung. Da wird mir doch mulmig. Die Richtung mag schon stimmen, aber wie komme ich, einmal eingeklemt, wieder raus. Ich springe ab, laufe hinter dem Bus her, verirre mich auf dem einheimischen Markt, wo ich stundenlang bleiben könnte und finde endlich die Brücke.

Da kommt mir ein Bus entgegen. Sie sehen alle gleich aus, aber auf diesem steht LIMA CUZCO. Ich springe vor ihm auf die Straße, der Fahrer bremst, schimpft gar nicht besonders,

sagt nur in aller Ruhe, sie wären jetzt ohne mich weitergefahren. Mit meinem Gepäck auf dem Dach natürlich. Mir fällt die »Bibel« ein: Wer hier aussteigt, muß unter Umständen tagelang auf eine Möglichkeit zum Weiterfahren warten. Alles jetzt im Feiertagsverkehr, bei einem vollen Hotel und ohne Gepäck. Gerne kehre ich zu meinem eisernen Sitz zurück.

Es ist nicht zu glauben, sie haben wirklich das Gelenk in so kurzer Zeit zusammengeschustert und wieder eingebaut. Immerhin dürfen jetzt der Indio und ich dort sitzen, wo vorher die gringas saßen. Wir scherzen untereinander. Ob es wirklich sicherer sei, in ein peruanisches Flugzeug zu steigen? Die von Swiss Air schütteln den Kopf und halten durch.

Wir fragen uns auch, wie die Firma Hidalgo überhaupt die Ausgaben für Reparaturen und Ersatzteile aufbringen kann, wenn sie auf der ganzen Fahrt höchstens 800 Mark brutto einnimmt. Treibstoff, Öl, Reifen und zwei Fahrer. Wäre uns das Mallör mit der Kardanwelle auf einer der Bergstraßen passiert, hätten sie viele Kreuze aufstellen müssen. Oder es hätte genügt, daß der Motor stehenbleibt. Was dann? Einfach rückwärts rollen und Gang rein!

Gedanken wie dieser verlassen uns unterwegs nicht mehr. Was für ein armseliges Land! Die Einheimischen sind es nicht anders gewöhnt. Sieht man sie an, glaubt einer, sie warten alle nur geduldig auf ihre Sterbestunde, auf sonst nichts in der Welt. Ihre Ergebenheit lullt ein, als lauere gar keine Gefahr unterwegs. Sie beten in Kirchen voll brennender Kerzen zu ihren Heiligen und stellen eine neue Kerze dazu. Vor Kolumbus wird es nicht anders gewesen sein, es haben sich nur die Gottheiten geändert.

Hatten sich vor der Unabhängigkeit noch die Missionare um das Heil der Indios gekümmert, war es später damit vorbei. Unter der spanischen Verwaltung hatten nicht die Armen, sondern die Reichen zu leiden gehabt, die sich längst als Kreolen fühlten, als Südamerikaner auf eigenem Grund und Boden und seit Generationen da. Sie sahen, genauso wie die Nordamerikaner nicht ein, warum sie an europäische Königshäuser Steuern zahlen sollten und landesfremden Gesetzen gehorchen.

Dieses Bürgertum emanzipierte sich damals, wollte die Bodenschätze selber ausbeuten, Fabriken bauen und in die

eigene Tasche wirtschaften. Billige Arbeitskräfte gab es genug. Das fehlende Kapital stellte England, später Nordamerika zur Verfügung. Einige Zeit lang wird Argentinien durch englische Anleihen völlig an die Londoner Pfandleiher ausgeliefert sein. In England hieß es: Südamerika muß frei sein - und möglichst bald britisch! Handelsimperialismus in voller Blüte. Als das mit Südamerika nicht klappte, riß sich England Indien unter den Nagel. Das war eh einträglicher.

Spanien hatte in den napoleonischen Kriegen genug mit sich selber zu tun gehabt. Deshalb die Erhebung der Offiziere, die Gelegenheit war günstig, und der moderne Zeitgeist verlangte es geradezu. Was folgte, waren Regierungen der Generäle. Die dachten von da an nur noch an sich selbst und führten, kaum war der entscheidende Sieg von Ayacucho errungen, Krieg untereinander bis heute.

Wie sollte es bei der Jagd nach Reichtum auch anders sein. 16 unabhängige neue Staaten. Jeder trachtet dem anderen an die Kehle. Es werden bald weniger sein. Die Vereinigten Staaten bedienten sich im Norden und heimsen das halbe Mexiko ein. So unbegreiflich der Untergang des Inkareiches im Bruderzwist war, so unbegreiflich ist der Niedergang Lateinamerikas unter spanisch sprechenden Brüdern.

Kaum eins dieser Länder ohne Bürgerkrieg. Präsidenten kommen und gehen, wenn sie nicht vor ihrem Palast an einen Laternenpfahl geknüpft werden, wie an jene berühmte Laterne in La Paz. [Ich komme bald hin!] Die Helden des Kampfes, allen voran Bolívar selbst, traten enttäuscht zurück. Sie waren nur Handlanger des Großkapitals gewesen.

Im Kampf um Macht und Reichtum sind die unabhängig gewordenen Staaten bis heute nicht zur Ruhe gekommen. In diesem Morast gewinnt jede Partei Zulauf, die das Los der ausgebeuteten Armen zu bessern verspricht. Das führt zu einem erbarmungslosen Kampf auf beiden Seiten, bei dem zuletzt alle verlieren, weil es das Land lähmt. Wenn ich das nächste Mal nach Peru komme, wird Ayacucho völlig abgeschnitten sein: Bürgerkriegsregion, der Bürgermeister ermordet, ganze Landstriche entvölkert. Die »Befreier« hören niemals auf. Es werden dann jene vom Leuchtenden Pfad sein.

Die heuer von der linken Regierung vorgenommene Verteilung des Großgrundbesitzes hat zwar viele Kleinbauern geschaffen, aber diese haben weder die Mittel, noch die

Produkte, eine Viermillionenstadt in der Wüste, wie Lima, zu ernähren. Das schafften nur die Großgrundbesitzer mit riesigen Ländereien, Geld auf der Bank, Beziehungen und einem Maschinen- und Lastwagenpark, ohne den hier nichts geht. Wir erleben es ja gerade mit. Viele Versprechen ins Leere gingen voraus, viele Wähler glaubten es, und ein neuer Präsident ist an der Macht.

Jetzt aber Gas geben! Wir haben soviel Zeit verloren. In Andahuaylas, unserem nächsten Etappenziel, werden sie glauben, wir seien unterwegs verloren gegangen. Die Fahrer nahmen sich keine Zeit zu telefonieren oder die Verbindung klappte nicht, was wahrscheinlicher ist. Auf meine Frage an den Fahrer, ob wir abends in Cuzco sein werden, nickt er, sagt aber nicht Ja. Er weiß es besser.

Wir verlassen die Stadt auf einer schnurgeraden, von Eukalyptusbäumen beschatteten Straße. Die erste Stunde ist nur stehend zu überleben, Schlagloch an Schlagloch. Wenn sie mal statt der dreitausend Millionen Soles für die Gedenkfeierlichkeiten die Schlaglöcher ausgebessert hätten. 44 Meter hoch ist das neue Denkmal auf dem Schlachtfeld. Ein Staatsfeiertag für Generäle und Präsidenten aus ganz Lateinamerika. Sie helfen sich gegenseitig und sichern sich ab, falls sie eines Tages ins Exil gehen müssen.

Venezuela, dem es noch gut geht, hat finanziell den Militärs in Lima unter die Arme gegriffen und Geld in die Zukunft Ayacuchos gesteckt. Bolívar war schließlich einer der ihren. Diese 150-Jahr-Feiern haben kurzfristig Segen für die ganze Region gebracht, einen Flughafen, Elektrizität, ein Hospital, Trinkwasseranlagen. Nach der Beseitigung des Vizekönigs in Lima vor 150 Jahren drängte alles, was Geld hatte, in die Hauptstadt. Ayacucho war seitdem vergessen, die Universität mußte 1886 schließen, es war kein Geld mehr dafür da. Die Wende hatte ihr kein Glück gebracht. Erst 1957 wurde sie unter dem alten Stadtnamen Huamanga wieder eröffnet.

Es ist nicht zumutbar, wie uns die harte oder auch gar nicht vorhandene Achsenfederung das Rückgrat staucht. Eine Erleichterung, als die kurvenreiche Zeit wieder beginnt. Ich sehe die Bilder vor meinem Auge und weiß doch nicht, wie ich die Landschaft beschreiben soll. Sie ist einfach zu groß. Dabei ist sie übersichtlich. Eben, weil es solche Dimensionen sind. Es verdeckt auch kein Wald den Straßenverlauf.

Zum Beispiel hatten wir vorhin wieder einmal die Puna auf über 4.000 m Höhe verlassen. Unsere Straße windet sich jetzt vor unseren Augen in unzähligen Kurven in unbekannte Tiefen abwärts, nicht einfach so, sondern auf großen Umwegen und Schleifen, über den Rücken untergeordneter Berge hinweg. Wir sehen sie tief unten wieder, dort, wo wir vielleicht erst in ein paar Stunden sein werden.

Was für ein Trugbild, eine Fahrt zwischen Bergketten durchs Inntal! Zwischen den Andenkette n füllen Hochebenen die Täler, irgendwo von Schluchten zerrissen, in deren Tiefe reißende Flüsse nach Osten, dem Amazonasbecken, zueilen. Umwege sind notwendig. Niemand würde einfallen, auf einem Bahnhof quer zu den Gleisen alle Bahnsteige zu überklettern. Wegen der tiefen Gräben dazwischen. Nichts anderes als Bahnsteig heißt andén, und die terrassenförmig unter den Inkas angelegten Felder an den Bergflanken heißen auch so. Die Kordillere n sind dasselbe im großen, eben die Anden. Irgendwo mittendrin plagt sich wie ein roter Käfer unser Bus auf und ab und gibt hoffentlich kein zweites Mal den Geist auf.

Die Sicht ist so gut, daß jenseits des unter uns liegenden Tales auch eine Straße zu sehen ist. Sie verschwindet uns gegenüber auf einer ähnlichen Hochebene wie die, die gerade hinter uns liegt. Wo mag sie herkommen? Sie scheint uns eine Tagereise weit weg, und doch erlebe ich es mit, wie sich unser Bus zuerst ins Tal hinab windet und drüben eben diese Straße wieder hinauf.

Es ist eine fürchterliche Strecke, ein Revier, wo nur noch Vierbeiner abseits der Straße zu sehen sind. Weit vorn ist am Wegrand ein farbiger Fleck zu sehen. Beim Näherkommen erkennen wir es: eine Frau, die seit heute Nacht auf unseren Bus gewartet hat. Si Dios quiere, wenn Gott es so will, wird er kommen. Offenbar ist vor uns kein anderes Auto vorbeigekommen. Sie wird samt Bündel und Truthahn im Käfig mitgenommen.

Dann hat uns wieder ein Altiplano: Schnee auf den strohgelben Grasbüscheln, Hochspannungsmasten. Wie eine schmutzige Schlange windet sich über die grenzenlose Hochfläche unsere Straße in neblige Ferne. (Bild 01/4)

Ausgerechnet hier zwingt wieder einmal ein Reisender den Fahrer anzuhalten. Wir dürfen alle unsere Blase entleeren. Jeder tritt in den Schneeregen hinaus, macht ein paar Schritte ins nasse Gras und dann stehen alle im Halbrund, den Blick

auf die vergletscherten Berge gerichtet. Ich fotografiere das, und Minou sieht mich entgeistert an: »Ich will nach Hause!«

Die Frauen haben es einfacher. Sie senken einfach ihre Rockglocke bis zum Boden und dann plätschert es los. Alle Businsassen haben längst untereinander Bekanntschaft gemacht. Not, auch Notdurft verbindet. Mir fällt nicht ein, auf die Uhr zu sehen.

Kurz darauf kommt uns sogar ein anderer Bus entgegen, auch so ein roter Dodge. Er hält nicht an, die Fahrer haben sich nichts zu sagen oder der andere ist noch zu sehr von dem beeindruckt, was er vor einer Stunde gesehen hat. In diesem Augenblick fällt mir etwas ein: In Deutschland ist es jetzt sechs Stunden später, also 22 Uhr vorbei. Heiligabend ist spurlos vorübergegangen. Glück gehabt!

Jetzt gibt es in der Ferne voraus etwas Ungewöhnliches zu sehen. Der ganze sehr steile Berghang, der linker Hand in unbekannte Tiefen verschwindet, ist mit roten Flecken bedeckt, als hätte jemand Konfetti verstreut. Hinter jeder Kurve sehen wir es von neuem, können uns aber keinen Reim darauf machen. Dann sehen wir weiter vorn ein Militärauto neben der Straße stehen und Leute aufgeregt hin und her laufen.

Was ist passiert? Unserem Fahrer wird gewinkt, nicht anzuhalten; aber zwei Einheimische dürfen zusteigen. Sie erzählen, was passiert ist. Wir erkennen es aber auch so an den frischen Narben im steilen Grashang: hier ist ein Bus abgestürzt. Beim Überschlagen hat sich die Fracht auf dem Dach selbständig gemacht. Darunter muß ein großes Paket mit bunten Papierbögen gewesen sein. Es ist aufgeplatzt und die einzelnen Bögen sind das Konfetti, über das wir uns seit einer halben Stunde wundern. Es ist so schnell nicht zu erkennen, ob jemand versucht, Koffer und Bündel zu bergen, die sich vielleicht an einem Vorsprung verfangen haben. Wozu auch. Die Besitzer brauchen das alles nicht mehr.

Meistens passieren solche Unfälle wegen Überlastung der Radaufhängung. Das ist der Zoll, den die Schlaglöcher fordern. Einen hochbeladenen Lastwagen sehen wir heute noch, dem das gleiche Pech zustieß, nur brach bei ihm eins der bergseitigen Räder weg, und das Fahrzeug lehnte gegen die Felswand. Der Bus vorhin hatte Pech, er kippte über den Straßenrand talwärts. Vielleicht war der Fahrer auch nur

müde. Ich wundere mich schon lange, wie unsere beiden das aushalten.

Als ob wir das alle noch brauchten, stieg eben ein Einheimischer zu, der einen Bekannten wiedertrifft und erzählt nun mit lauter Stimme bei jedem Kreuz am Straßenrand, wie es passiert ist. An dem einen Baum, der dort unten zu sehen sei, hätten sich einige festklammern können, bis sie gerettet wurden. Sie saßen oben auf der Ladung. Schade sei es um das teure Fahrzeug.

Endlich eine kleine Ansiedlung, einige Häuser rechts über der Straße, einige darunter. Wir halten. Vier Maskierte kommen uns von unten entgegen, eine Trommel und eine Art Rinderhorn in der Hand und dazu grölen sie, wie nur Betrunkene grölen können. Sie sind dabei aber ganz fröhlich. Vielleicht, weil sie bei jedem Haus, wo sie vorbeikamen, ein Octavo Pisco eingeschickt bekamen. Eigentlich nicht anders als bei den armen Schwarzen auf der Insel Montserrat: "Nur noch ein Tag, bis du dich endlich vollaufen lassen kannst", hing dort ein Schild in der Adventszeit an einer Bar. Was anderes sollen sie tun? Weihnachten in den Anden. In der Landessprache klingt es hübscher: Navidad andina.

Wir alle aus dem Bus drängen ins benachbarte Haus, wo es für Reisende wie uns wieder einmal Hühnersuppe gibt. Ich habe seit der Chicha in Izcuchaca nichts mehr zu mir genommen. Am italienischen Panettone täte ich mich versuchen; aber der liegt am Dach oben.

Was für ein Theater, letzte Nacht, die Suche nach einem stillen Örtchen! Ob es hier eins gibt? Mir wird gezeigt, wo. Vor einer offen stehenden Tür sind ein paar Frauen versammelt und sehen sich das an. Unmöglich, den Raum zu betreten. Ein Kuhstall, der seit einer Woche nicht ausgemistet worden ist, sieht auch so aus. Das offene Plumpsklo hat heute wohl keiner benutzt. Die ersten Besucher erledigten ihr Geschäft noch daneben, die anderen stehen jetzt ratlos da. Ich bin eigentlich ganz sicher, hier werden die vielen Hunde damit gefüttert. Aber heute sind sie vielleicht schon satt.

Am Straßenrand steht ein steinerner Trog, in den aus einer Röhre klares Wasser schießt. Wenigstens seit langem wieder einmal die Hände waschen. Ich zucke zurück. Es ist eiskalt. Wer wäscht sich hier oben überhaupt die Hände? Es steht auch keiner mehr auf der Straße und versucht, alte Sportzeitungen an den Mann zu bringen. Braucht hier keiner

Papier? Es klingt plötzlich ganz anders in meinen Ohren, was damals im Flugzeug der Deutschperuaner so abfällig über die Indios der Sierra gesagt hat. Diese Menschen hier oben auf fast 4.000 m Höhe sind genauso wenig an europäischen Verhältnissen zu messen wie die Anden an den Alpen.

Endlich fahren wir wieder. Das hatten wir uns in Huancayo so schön vorgestellt: Irgendwo wird der Bus vor einem Hotel halten und dann dürfen wir uns ausschlafen. Nur Gringos, blutige Anfänger, konnten so denken. Es geht weiter bergauf und nimmt kein Ende. Einer der nur im Flugzeug nach Cuzco flog, beschrieb diese Landschaft wie Wellpappe. Aber er irrte. Es ist eine völlig zerknitterte Wellpappe, eine Berglandschaft in totaler Unordnung.

Wir sind längst in Ayacuchos benachbartem Departamento Apurímac. So heißt auch der Fluß, der aus 4.000 m Höhe auf kürzeste Entfernung bis auf 500 m hinunter seinen Weg durch die Kordillere gefressen hat. Er hat die tiefste Schlucht des amerikanischen Kontinents ausgefressen, ein gigantisches V. Irgendwann werden wir sein Flußbett kreuzen müssen, denn er bildet auch die Grenze zum Departamento von Cuzco. Baum- und strauchlos ist immer noch die Landschaft. Nur Gras wächst hier noch, das die Llamas fressen.

Dann tritt plötzlich eine Veränderung in diesem von Erosion zerfressenen Gebirge ein. Ab einer gewissen Höhe ist es mit jungem, dichten Eukalyptuswald bedeckt. Es sieht aus der Ferne wie ein bläulich grüner Schleier aus, der die schwarzen Berge umweht. Hier ist aufgeforstet worden. Aber wer hat dort oben in diesen Steilhängen gearbeitet und Setzlinge gepflanzt? Angeseilt? Auf Stunden ändert sich das Bild nicht. Eukalyptus wächst schnell. Ein Großversuch einer Universität vielleicht, ein Brocken Entwicklungshilfe? Um zu zeigen, daß es möglich ist, den Verfall des Gebirges zu stoppen?

Diese Berge sind in keiner Weise den Alpen vergleichbar. Oft sieht es aus, als ob das ganze Gebirge ein riesiger Aschenhaufen gewesen wäre, auf den es seit ewigen Zeiten regnet. Hatte sich erst ein starker Fluß einen Weg gegraben, bildeten sich fischgrätenartige Zuflüsse von allen Seiten und ohne jedes System.

Deshalb ist diese Landschaft so hoffnungslos unbefahrbar, und der Mensch wird so klein und so überflüssig. Keiner würde den Mut haben, hier Menschen herzuverpflanzen, aber sie lebten immer hier, auch als es noch keine Straße für

Busse gab. Die Straßen der Inkas waren für Menschen zu Fuß, die stürzten nicht so schnell ab - oder für die deutsche Buchhändlerin auf ihrem Pferd.

Seit es dunkel geworden ist, döst jeder wieder vor sich hin. Als es auf Mitternacht zugeht, ein Halt. An Chincheros sind wir schon vorbei. Es kann nur Talavera de la Reyna sein. Draußen gießt es fürchterlich. Etwa zehn tropfnasse Männer steigen zu. Der Fahrer entschuldigt sich bei uns, denn natürlich gibt es keinen Sitzplatz für die Neulinge. Sie legen sich auf den Boden oder lehnen halb sitzend auf den Passagieren. Einer fand auf meinen Knien Platz. Wir sind alle Hermanos, Brüder. Außerdem haben sie die Weihnachtsfeier schon genügend begossen und erzählen sich Witze in ihrer Sprache, die keiner versteht.

Endlich auf einem Schwemmlandsockel im Talboden der übliche Anblick: niedrige Gebäude, quadratische Häuserblöcke im Licht unserer Scheinwerfer, ein Hauptplatz mit Kirche, kläglich beleuchtet. Der Fahrer hält neben einem Haus und läßt die Betrunkenen aussteigen. Zufällig sehe ich von meinem Platz durch das Fenster eines beleuchteten Zimmers eine Weihnachtskrippe, eine ganze Krippenlandschaft mit vielen Figuren. Alles zusammen nimmt das gesamte Zimmer ein und soll wohl von der Straße her betrachtet werden. Selbst die Weihnachtskrippen sind überdimensional.

Heilige Nacht in Andahuaylas

Wir sind in Andahuaylas. In einer Querstraße halten wir unter dem Firmenschild HIDALGO S.A. endgültig. Es dauert eine Weile, bis sich die Haustür öffnet. An den Gesichtern der Leute ist abzulesen, daß sie sich um uns gesorgt haben, überhaupt, weil es hieß, ein Bus sei abgestürzt. Außerdem steht im Hausgang ein Berg Pakete, die nach Cuzco gebracht werden sollen. Für Weihnachten ist es jetzt zu spät. Wir dürfen alle aussteigen. Wer will, kann sich ein eiskaltes Bier im Nachbarhaus kaufen, Cuzqueña. Wir kommen Cuzco schon näher. Ich brauche kein Bier. Was bin ich erkältet!

Mit viel Lärm ziehen wieder einmal Musikanten durch den ansonsten menschenleeren Ort. Einer hat eine fahrbare Harfe dabei. Andere werfen Knallfrösche. Das sei gut gegen die bösen Geister. Keinen Ärger also in Zukunft, wenn wieder einmal Jugendliche die ganze Silvesternacht böllern! Alles nur

Geisterbeschwörung! Nirgends ein Weihnachtslied. Das tut gut.

Andahuaylas ist ein Ort am Ende der Welt, völlig verloren in diesem riesigen zerknitterten Wellpappegebirge, nach drei Pässen am Weg immer noch näher an Ayacucho gelegen als an Cuzco. Unfaßbar. Weiter entfernt von der übrigen Welt geht es kaum. Von hier bis zum nächsten größeren Ort, Abancay, reichte das Herrschaftsgebiet der Chancas. Hier waren sie unangreifbar in ihrer Andenfestung.

Eigentlich ein schöner Name für einen Ort. Anda, denke ich mir, kommt aus dem Spanischen: andar, gehen. huaylas ist das veränderte Quechuawort huaylla und kann üppig wuchernd meinen, zum Beispiel eine grüne Wiese sein. Eine farbenfrohe Alm also zum Wandern. Gut vorstellbar, daß einer so empfindet, der die Umgebung der Ortschaft bei Tage sieht nach dem Schneewetter auf 4.000 m Höhe. Waylla ist aber auch eine Art strohgelbes Punagras, das seine kupfergelbe Farbe als Stroh behält. Das paßt auch hierher.

Noch einen Zusammenhang finde ich heraus. Nur eine Nachsilbe mehr, und es entsteht wayllacha, ein Tanz in Ringelreihe, abwechselnd von Frauen und Männern getanzt. Was tanzen die Indios gern und natürlich im Freien, eine Art Almfest.

Alles ganz plausibel, aber ich habe nicht mit den Spaniern gerechnet. Die konnten sich unter Anta nichts vorstellen, deshalb schrieben sie Anda. Bei Cuzco gibt es einen Ort dieses Namens, der nichts weiter als Kupfer oder kupferfarben bedeutet, vielleicht eine Gegend mit viel rötlichem Lehm. Ursprünglich hieß es also hier Antahuaylla, und vielleicht bedeutete der Name nichts weiter, als daß es hier viel vom kupferfarbenen Punagras gab.

Unser nächster Ort sei Abancay. Es ist das einzige Mal, daß auf der kleinen Karte in der »Bibel« unsere Straße in einer Zickzacklinie eingetragen ist. Wann werden wir dort sein? Kaum eine Stunde vergangen, knattert unser Karren wieder bergauf. Jetzt ist der andere Fahrer dran. Ich frage den einen, der sich im Gang zwischen den Bänken ein bißchen Bewegung verschafft, wie sie das aushalten. Ich sage ihm auch, daß ich ein Medikament dabei hätte, das einen wach hält. Es stammt aus meiner Bordapotheke, wenn beim tagelangen Segeln im schlechten Wetter kein Schlaf möglich

ist. Er dankt. Sie hielten das auch ohne Hilfsmittel aus. Sie seien nichts anderes gewöhnt.

Das mag schon sein. Trotzdem werden wir, die nun auch schon die zweite Nacht nicht schlafen, immer besorgter, in welcher Lebensgefahr wir eigentlich schweben, falls der Fahrer versagt; denn wir sind das nicht gewöhnt. Was für eine endlose Kraftanstrengung, allein das Kurbeln am Steuerrad und das Schalten!

Wenigstens sieht keiner von uns hier hinten im Bus, was rechts oder links der Straße ist. Nur der wolkenlose Nachthimmel ist sichtbar. Ich sehe das Kreuz des Südens zum ersten Mal hier unten und dort, wo ich es nie gesucht hätte: ganz hoch über mir. Es liegt mit Schlagseite nach links. Alpha Centauri leuchtet hell wie woanders der Mond. Vom Wagen im Norden ist die Deichsel unter den Horizont gerutscht, das Reiterlein schlafen gegangen.

Als es tagt, liegt wieder ein Paß hinter uns. Büsche aus Punagras, gut einen Meter hoch, wachsen überall. Sie sagen hier ichu dazu, erklärt mein Nachbar. Rechts drüben ist ein in Wolkenfetzen entrücktes Gletschermassiv zu sehen, vermutlich der Quishuara mit 4.634 m Höhe.

Wie leben die Menschen hier, frage ich mich immer wieder. Von Viehzucht und Wolle allein. Die von Erosion verstümmelten Berge erlauben nichts anders. Nur in den Talböden, wo sich Schwemmland angesammelt hat, ist Ackerbau möglich. Sie leben noch wie in vorspanischer Zeit, und es haben sich seitdem nur die Herren geändert. Aber es muß einmal eine bessere Zeit gegeben haben, damals, als zum Beispiel in Andahuaylas der Bau einer großen Kathedrale möglich war. Wir sahen sie im Vorbeifahren. Ich sah auch Schilder an einfachen Häusern mit der Aufschrift HOTEL.

Ich schlage in der »Bibel« nach. Jedes dieser Hotels hat nur ein gemeinsames Bad. Im Gran Hotel am Hauptplatz soll die Übernachtung weniger als einen Dollar kosten. 130.000 Einwohner hat die Stadt, aber es gibt kaum 100 Telefonanschlüsse. Ich erinnere mich an letzte Nacht: die Straßen waren ohne Asphalt, einfach festgestampfte Erde. Das Leitungswasser reiche nicht, die Kanalisation für die Abwässer sei zu klein. Nie vorher habe ich gesehen, daß es Länder gibt, wo neben der Toilette ein Eimer für das benutzte Papier steht. Damit das Abflußrohr nicht verstopft. Im Grunde

genommen lassen die goldbetressten Generale das Volk wie das Vieh hausen - und beschimpfen es dann auch noch so.

Weit über 2.000 m Talfahrt liegen jetzt vor uns. In 60 km Entfernung sind die Straßenlichter von Abancay zu sehen, aber es werden bis zu unserer Ankunft noch viele Stunden vergehen. Unten im engen Tal endlich eine alte Kolonialbrücke über den Pachachaca, eine enorme Leistung in damaliger Zeit, 30 m über dem reißenden Fluß. Richtig tropisch kommt es einem draußen vor. Im Schwemmland jeder Flußbiegung wird Zuckerrohr angebaut.

Was mag Pachachaca heißen? Pacha, die Welt. Chaca, die Brücke, steckte bereits in Izcuchaca. Wenn es so einfach wäre. Mein Nachbar grinst nur freundlich. Das hat ihn bestimmt noch keiner gefragt. Er kann sich nicht vorstellen, daß ich hungrig nach seiner Sprache bin.

Endlich Abancay, 2.377 m hoch. Wolkenlos und tiefblau der Himmel, die Morgensonne brennt aufs helle Pflaster und blendet die müden Augen. Unser Bus hält neben der einzigen Tankstelle und gleich daneben gibt es wieder Hühnersuppe für die Hungrigen. Ich esse immer noch nichts, bin mehr krank als gesund, nichts als müde und erkältet. An meine drei Panettoni am Dach oben komme ich leider immer noch nicht heran.

Als ich ein paar Straßen weit laufe, erschrecke ich ganz fürchterlich. Träume ich? Nein, es ist wirklich so. Die weiße Hausfläche neben dem Platz ist über und über mit Leben bedeckt. Graue Fliegen sind es, lang wie Bremsen, eine neben der anderen; die Hausmauer, besonders um die Fenster herum, wie mit einem grauen Trauerflor bespannt, in dem der Wind spielt.

Zehntausende müssen es sein. Hunderttausend vielleicht. Sie sonnen sich, kamen vielleicht auch wie wir über den Altiplano und sind genauso wie wir froh, es bis in die Wärme geschafft zu haben. Niemand von den wenigen Kirchgängern schien das zu bemerken. Ich fürchte, sollte ich das später einmal jemandem erzählen, wird es heißen, ich hätte wegen Übermüdung Gespenster gesehen.

Nach einer Stunde geht es wieder weiter. Ich fand unseren Bus diesmal ganz einfach: Der Motorlärm war im ganzen Ort zu hören. Mein Nachbar, der vor Urzeiten seine Decke mit mir geteilt hatte, hat sich jetzt auf den Boden zwischen die Sitze

gelegt, weil er jedesmal von der Bank fiel, wenn er einschief. Nur 170 km bis Cuzco seien es noch, also vielleicht noch einmal acht Stunden.

Irgendwie haben alle im Bus immer noch nicht die Hoffnung aufgegeben, daß es endlich einmal nur geradeaus geht, oder wenigstens nicht noch einmal in diese eisige Höhe. Ein Irrtum. In schwindelerregenden Kurven ohne Zahl windet sich die sehr schlechte Bergstraße von neuem dem Himmel entgegen. Die ersten zwei Stunden vergehen auf diese Weise. Die Fernsicht ist wunderbar. Weit unten sind noch immer die Dächer von Abancay zu sehen, teils in silbernem Wellblech, teils als rotes Ziegeldach. Abancay, das amancay der Inkas - eine Waldblume, ähnlich dem Türkenbund. Hat es hier einmal Wald gegeben? Ganz bestimmt. Sie haben ihn verheizt. Vielleicht erst die Spanier beim Versuch, Erz zu schmelzen.

Das gelbliche Punagras ist auf über 4.000 m noch länger als bisher. Die Hirten decken hier oben am Altiplano die Ställe für ihre Tiere damit, sie verwenden es, gemischt mit Lehm als Mauerwerk und sie errichten daraus für sich selbst diesen iglooähnlichen dicken Panzer als Wohnhöhle. Damit diese auffällige Warze im Gelände nicht vom Sturm weggeblasen werden kann, haben sie sie mit dicken Seilen aus demselben Gras umwunden und an Pfählen befestigt.

Überhaupt müssen sie schon immer große Seilmacher gewesen sein, vielleicht nicht aus diesem Punagras, sondern aus den Fasern der hier im Tal vorkommenden Agaven. Daraus drehten sie jene haltbaren Stricke, mit denen die Träger der Inkas im Laufschrift zentnerschwere Lasten über die Anden trugen. Wenn man heute einem Tier das zumuten würde, schritte der Tierschutz ein. Daraus flochten sie wohl auch die armdicken Seile, die als Hängebrücken den Apurímac überspannten, der ohne sie den Weg nach Cuzco versperrt.

Dieses Zusammendrehen der Fasern zu haltbaren Seilen hat wohl dem ganzen Volk am Apurímac seinen Namen gegeben, die Seildreher. Vom Seilverkauf lebten sie. Sie zogen damit von Ort zu Ort. Quechway, das ist Drehen, qechwa, so heißen die Tragseile der Lastträger und so heißt auch die Sprache. Andahuaylas und Abancay, das mag die Wiege der Sprache im Inkareich gewesen sein, vielleicht eine Sprache, die schon vor den Chancas gesprochen wurde, denn die Unterlegenen, soweit sie es überlebt hatten, wanderten damals aus. Sie

werden wie wir ihre ganze Hoffnung auf die Landschaft um Cuzco gerichtet haben.

Richtung Cuzco wird endlich der Blick auf den vergletscherten Salcantay frei, den Ungestümen, Wilden, 6.271 m hoch. Der Rundumblick hier oben läßt schlagartig alle Müdigkeit vergessen. Wieder geht es in ein tiefes Tal. Der Hauptort: Curahuasi. Ob ich raten darf: das Haus des Kuraten, das Pfarrhaus?

Dieses Wort huasi (wasi) hat es in sich. Es ist ein Lehrbeispiel für die ganze Sprache und heißt Haus. Wasicha ist das Häuschen, wasikuna sind die Häuser, wasiyok der Hausbesitzer. Es gibt Tausende von Endungen und Anhängseln, die dem Stammwort eine neue Bedeutung verleihen. Ob das heißen soll: Mein Haus! oder Dein Haus? oder Hausdecken, kurzum, was immer sich mit dem Wort Haus in Verbindung bringen läßt, alles läßt sich mit Endungen am kleinen Wörtchen Wasi beschreiben. Ein Gelehrter kam beim Zählen aller Möglichkeiten auf über 13.000 für diesen einen Wortstamm.

Hier muß man die spanischen Missionare der allerersten Stunde loben. So hat um 1581 der spanische König schon angeordnet, daß die Erzbischöfe nur Pfarrer ins Land schicken, die die Eingeborenenensprache beherrschten. Zu diesem Zweck ließ er in den Hauptstädten Lima, Cuzco und Quito Unterrichtskurse für Missionare einrichten.

Die Bibel sollte den Menschen in ihrer Muttersprache erklärt werden. Das war sicher einfacher, als erst die gesamte Bevölkerung Kastilianisch zu lehren. Deshalb überall auch die alten Orts- und Straßennamen in der Landessprache. Kein Fremder versteht, was gemeint ist; aber dem Einheimischen gibt es eine Art Heimatgefühl, eine Verbundenheit mit der eigenen Vergangenheit, mit Grund und Boden. Fast geht es mir, Wörterbuch in der Hand, selber schon so.

In Nordamerika dagegen haben die Europäer gar nicht erst versucht, den Indianern irgendetwas zu vermitteln. Sie wischten sie von der Landkarte. Keiner regt sich deshalb ernsthaft auf, keiner macht die Nachkommen der Pioniere für die nächsten tausend Jahre dafür verantwortlich. Wer sollte auch heute noch dafür verantwortlich sein!

Ein armseliges Nest ist dieses Curahuasi, und wie immer in solchen Fällen denke ich dasselbe: hier leben Menschen ihr

ganzes Leben lang und kennen nichts anderes. Sie waren vielleicht niemals in Abancay oder in Cuzco.

Unser Bus rast jetzt endlich einmal geradeaus, rechts ein Flußbett, wenige Kurven und hinter uns eine riesige Staubwolke. Das ist ein Grund für die Rückständigkeit der ganzen Region. Es regnet im Winter nur wenige Monate und häufig so gut wie gar nicht. So läßt sich kein Fleisch produzieren. Das wenige muß lebend nach Lima transportiert werden, denn es fehlen Kühlhäuser und geeignete Lastwagen. Es soll auch große Minerallager geben, aber jeder Abbauversuch scheitert an den Straßenverhältnissen. Es gab zwar unten in Abancay eine Abzweigung nach Nazca und weiter zur Pazifikküste. Sie ist nicht weniger gefürchtet als unsere eigene, insgesamt fast 1.000 km bis Lima.

Ein herrlicher Anisduft dringt jetzt zu uns in den Bus. Rechter Hand die ganze Talebene ein einzige Matte aus weiß blühendem Anis. Dann verschlechtert sich von neuem unsere Straße, ein Wunder, daß es der Bus bis nach Huamanmayo schafft, einem Ort zwischen Himmel und Erde.

Wir sitzen ein paarmal im Graben fest, Zeit genug, nach dem Ursprung des Namens zu suchen. Mayu ist der Fluß. Waman steckt schon in Saksay waman, der Inkafestung oberhalb Cuzcos. Gemeint ist der Steinadler, das Allerhöchste. Hier vielleicht der königliche Fluß? Für den Apurímac ist das keine Übertreibung.

Endlich ein längerer Halt in Sichtweite der Brücke, bevor es weiter geht. Er zwingt sich hier durch das Gebirge. Eine Art Gasthaus neben der Straße mit Caldo de Pollo, eine Frau wie üblich mit zwei Eimern voll Chicha und einem einzigen Becher für alle, die durstig sind. Daneben ein Berg voll Mandarinen. Dazu der Dauerlärm unseres braven Motors, dem keine Pause erlaubt ist. (Bild 02/2)

Ein junger Mann will nur Eimer verkaufen, schön verzinkte Eimer, nagelneu. Wofür? Als tragbare Klos, würde ich vorschlagen. Ein gutes Dutzend davon hat er wie Hüte übereinandergestapelt. Er rechnet wohl mit Gegenverkehr. Dort, wo wir herkommen, mögen sie gesucht sein.

Bei Cúnyac überqueren wir endlich den Apurímac. Er ist zahm hier, vielleicht 20 m breit. Die Brücke, eine an Stahlseilen hängende leichte Stahlkonstruktion. Wenigstens

nicht mehr aus Naturfaserseilen in schwindelnder Höhe, wie in alten Reisebeschreibungen abgebildet.

Wieder ist uns das Wort rimaq begegnet. Apu ist der große Herr. Der gigantische Apurímac ist wirklich einer, der was zu sagen hat. Wir halten nicht an, seiner Stimme zu lauschen.

Wir sind jetzt im Limatambo-Tal. Wieder ein Lima, etwas, das spricht. Diesmal ein Orakel, das an einem Ort der Einkehr seine Weisheit von sich gibt. So eine Reise ist überhaupt nicht langweilig.

Wir sind nur noch 2.900 m hoch, die Landschaft ist malerisch, fast lieblich. Leider dürfen wir das Fenster nicht öffnen, weil es so staubt. Wir lassen es auch bald gerne zu, denn wieder schrauben wir uns über 20 km Länge zu einem Paß hinauf. Diesmal ist es der Huillque und der letzte. Im lichten Eukalyptuswald stehen Wochenendhäuser. Es sieht wie ein Erholungsort aus und ist es für die aus Cuzco sicher auch. Cuzco selbst soll in einer trostlosen Gegend liegen.

Jetzt geht es endlich nur noch abwärts und schließlich an Feldern und mit Trauerweiden bestandenen Bachläufen entlang unserem Ziel entgegen. Wir sind ja so dankbar für ein bißchen Grün. Die Indios flechten aus den Weidenzweigen Körbe aller Art. Unübersehbare Ländereien ziehen sich bis zum Gebirge in der Ferne hin. Neben der Straße stehen Dorfbewohner in ihrem unverwechselbaren roten Poncho, die Wollkappe auf dem Kopf, aber barfuß, und warten auf einen Lastwagen, der sie mit ihren Zwiebelsäcken mitnimmt. Sie wissen vielleicht gar nicht, daß heute Weihnachten ist.

Berge von Säcken sehe ich. Die blauhäutigen Zwiebeln gehören zu Peru wie Ají, die scharfen Pfefferschoten. Die Leute haben das kantige Hochlandgesicht, fast hätte ich gesagt, dinarische Gesichtszüge. Es ist ein gutes, geduldiges Gesicht, das selten ein Lachen zeigt, aber fast immer lächelt. So wie einer, der nicht bettelt, aber Hilfe erwartet von einem. Oder weil sie barfuß im Regenwasser stehen und es sich nicht anmerken lassen wollen, wie kalt es ist.

Es ist auch kein Unterschied, barfuß oder nicht. Wer es sich leisten kann, läuft auf zurechtgeschnittenen Stücken alter Autoreifen. Ihre Spuren im weichen Boden zeigen Bruchstücke von Goodyear und Pirelli. Alle Wollsachen sind handgemacht, weil das billiger ist, aber mit schönen Mustern verziert. Woanders gibt es Handarbeit nur noch in teuren

Boutiquen, und wie zum Spott auch diese billigen Handarbeiten aus Peru.

Ich lasse einen Zettel unter uns Gringos herumgehen, was die anderen davon halten, für die beiden Fahrer ein Trinkgeld einzusammeln. Keiner will etwas dazu beisteuern. Jeder von uns besitzt selber nicht viel. Sonst wären wir nach Cuzco geflogen, aber was hätten wir alles versäumt, ein Abenteuer, von dem sich ein Leben lang zehren läßt.

Noch einmal bekannte Ortsnamen, diesmal Anta, dann ein zweites Izcuchaca. Kein Wunder, hier führt eine Abzweigung über eine Brücke ins Urubambatal und nach Machu Pijchu. Dann liegt Cuzco endlich unter uns in einem weiten Becken. Bald holpert unser Fahrzeug über die schmalen Vorstadtstraßen.

Der Ort sieht nicht einladend aus. Niedrige Häuser in freudloser Lehm- oder Ziegelsteinfarbe, alle Gebäude in derselben Art gedeckt. Ganz steile Gassen winden sich in den Außenbezirken den Berghang hinauf. Die kleinen Häuser sind weiß getüncht. Ich sehe bei einem Halt, wie Träger mit schweren Säcken diese Straßen hinauftrippeln. Säcke mit 100 Kilo Mehl seien das, sagt einer. Sie tragen die Last nicht auf einem Tragegestell, sondern auf dem Rücken. Ein Band um die Stirn hält alles fest. Da sind sie, die qechwa aus Abancay.

Es ist den Trägern nicht anzusehen, ob sie leiden. Vermutlich haben sie auch dafür kein Wort. Doch sie haben eins: ñakay. Es klingt ähnlich wie nakay und das heißt köpfen oder vierteilen. Was müssen sie für ein Herz haben, das diese Arbeit auf 3.500 m Höhe noch schafft - und was für abgenutzte Gelenke.

Diese längst buckligen Sackträger keuschen, den Blick aufs Pflaster gerichtet, dahin. So trippeln sie auch in springenden Schritten über die Stufen der Gasse bergauf. Unwillkürlich sagt jeder, hier sollte der Tierschutz einschreiten, hebt die Camera und filmt das. Mir fallen bei solchen Bildern immer die Regale der Supermärkte auf den Antillen ein; nichts als köstliches Katzen- und Hundefutter in geschmackvoller Verpackung für jedermanns Lieblinge.

Auf den Märkten werde ich morgen Säcke mit Kokablättern stehen sehen. Nur Männer kauen die grünen Blätter. Sie tun es gegen das Hungergefühl, gegen die Müdigkeit und das

Zusammenbrechen, aber der Magen bleibt leer. Sie sagen qatipay in ihrer Sprache dazu und meinen: hellsehen. Nicht erst heute, sondern schon immer. Mit Coca im Magen sieht die Welt gleich viel heller aus!

Was für ein Licht mögen sie sehen? Einen Hoffnungsstrahl aus einer Welt, wo es weder Hunger noch Mühsal gibt? In fortschrittlicheren Ländern hilft inzwischen dasselbe Alkaloid gegen Langeweile und Übersättigung. Irgendetwas stimmt mit der Menschheit nicht. Weiß einer, was?

Endlich in Cuzco

Es wird Zeit, daß wir ankommen. Wie in allen spanischen Städten ist das Zentrum die Plaza de Armas mit der Kathedrale und allen anderen wichtigen Gebäuden. Es ist fünf Uhr nachmittags. Von einem Haus winkt das bekannte Schild HIDALGO S.A. wie eine ferne Insel den Schiffbrüchigen zu. Endstation. Endlich sehe ich auch mein Gepäck wieder. Die andern sind schon alle großlos von dannen. Ich kann mir vorstellen, warum soviel Eile. Es gibt sicher nicht viele billige Unterkünfte in der Touristenstadt.

Als ich meine Panettoni entdeckte, kann ich nicht anders und schenke den beiden Fahrern einen. Sie bedanken sich kaum. Wie müssen sie erledigt sein. Wenigstens wissen sie schon, wo sie sich ausschlafen dürfen - bis es morgen früh über die gleiche Strecke zurückgeht. Unfaßbar. Alles ist unfaßbar in diesem Land.

Der eindrucksvolle Hauptplatz ist ganz in der Nähe. Ich suche nicht lange nach einer billigen Bleibe, gehe ins erstbeste Touristenhotel und kriege ein Zimmer für heute. Morgen, heißt es, müsse ich umziehen, denn dann käme ein ganzes Flugzeug mit Landsleuten von mir. Eine Art Haßgefühl steigt in mir hoch. Dann besinne ich mich. Denk an die Indios! Sie würden es ohne Murren ertragen - und was haben die »Landsleute« alles versäumt!

Heute schleppe ich mich nur noch ins Zimmer, freue mich über Heizung und Dusche und entledige mich mit viel Selbstmitleid meiner Kleidungsstücke. Es gibt nur eine Möglichkeit: vor die Zimmertür treten, Hose und Hemd wenden und auf dem Gang alles lange und kräftig

ausschütteln, denn seit die Betrunkenen zugestiegen sind, werde ich von Flöhen gepeinigt.

Der Hosenbund meiner Jeans, wo der Gürtel saß, hat unterwegs so beim Durchschütteln die Haut aufgerieben, daß die ganze Hüfte ringsum blutig, rot und grün ist, als ob ich die Gürtelrose hätte. Dort hatten sich auch die Flöhe eingenistet. Hoffentlich haben sie so gelitten wie ich.

Ein Wunder wäre es nicht, wenn sie auf dem Gang vor dem Zimmer Artverwandte aus den anderen drei Weltgegenden des Sonnenreiches vorfinden würden. Dank Inka Pachacutec sprechen sie alle dieselbe Sprache. Mögen sie morgen meine Landsleute piesacken, wenn sie zum Touristenmarkt in Pisac unterwegs sind, ein »Muß« für jeden Cuzcotouristen. [Das Wortspiel zu Pisac war zu verlockend!] Dann können sie daheim auch etwas anderes aus den Anden berichten als nur, wie sie von Taschendieben beklaut worden sind.

Minou hat anscheinend die Reise am besten überstanden, der Kopf noch drauf, keine Flöhe im Plüsch und nicht so hungrig wie ich. Als ich endlich meine Zähne im Panettone versenke, strahlt sie mich an: »Lob mich halt auch ein bißchen und nicht nur die Fahrer! Habe ich nicht gut auf dich aufgepaßt?« Ich kraule sie zwischen ihren tellerförmigen Ohren. Dann verrolle ich mich unter sämtliche Bettdecken und zittere immer noch, weiß nicht, ob vor Fieber, Aufregung oder zu wenig Schlaf. Vielleicht fehlen bloß die Stöße der Schlaglöcher unter dem Hintern. Am liebsten möchte ich drei Tage lang nur noch schlafen.

Weil ich schon diese Weihnachtsgeschichte in der Karibik begonnen habe, sollte ich sie auch dort enden lassen. Noch ahne ich heute in Cuzco nicht, wie lange es mich noch in diesem aufregenden Land festhalten wird.

Heute früh kann ich den sehr frühen Zug nach Machu Pijchu nicht nehmen, weil ich mir eine andere Bleibe suchen muß. Von Ausschlafen also keine Rede. Nachher will ich mir die Stadt ansehen und vor allem den Markt. Übermorgen, vier Tage später als geplant, erlebe ich endlich die Ruinenstadt im Gebirge, und es wird nicht bei diesem einen Mal bleiben. (Bild 02/3; Bild 02/4; Bild 03/1)

Jeden Tag quält sich ein langer Zug voll Touristen durchs wohlklingende Urubambatal (wörtlich: durch die Pampa der Insekten, aber die Inkas meinten es nicht anzüglich) und dann

von einer Sehenswürdigkeit zur anderen. Es ist mit Schweiß verbunden und weil es eine Anlage auf einer Bergkuppe ist, gehören viele Stufen dazu. Da stöhnt dann manchmal jemand so, wie die dickliche Frau aus Oberbayern, die ihren Mann fragt: »Du, Franzl, wo war das vorgestern, daß wir auch über soviel Stufen haben steigen müssen? In Buenos Aires oder in Montevideo?« Südamerika in zehn Tagen! (Bild 03/2: Bild 03/3)

An einen Rückflug ab Lima am 1. Januar ist nun wirklich nicht mehr zu denken. Ich setze mich vielmehr in den Zug nach Puno am Titicacasee und erlebe diesmal durchs Abteilstfenster die Weite des Hochlandes und ganz neue Menschen, die uns an den wenigen Bahnhöfen etwas verkaufen wollen. Von Puno aus könnte ich mit Bus und Bahn zur Küste hinunterfahren und weiter nach Lima; aber Bolivien, das jetzt so nahe ist, lockt mehr, vor allem die Ruinen von Tiahuanaku. (Bild 03/4: Bild 04/1)

Das neue Jahr fängt gut an

Was für ein Theater in der Silvesternacht in Desaguadero, dem Grenzort am Ausfluß des Titicacasees! Den ganzen Tag waren wir auf staubigen Straßen ab Puno unterwegs gewesen, immer am westlichen Ufer des Sees entlang, der Bus bis zum Platz voll mit Soldaten aus der Umgebung, die Feiertagsurlaub gekriegt hatten.

Was wir nicht wissen konnten: In Bolivien sind die Uhren schon eine Stunde weiter. Die Peruaner ließen uns freundlicherweise noch über die Grenze, bevor sie feiern gingen; die Bolivianer waren schon vor einer Stunde feiern gegangen. Ein Posten mit angelegtem Gewehr macht nach 100 Metern Fußmarsch allen am Grenzbaum klar, daß er das Betreten seines Vaterlandes mit Waffengewalt verhindern werde. Dasselbe Theater bei der Rückkehr zum peruanischen Grenzbaum. Wir saßen gegen Mitternacht auf 4.000 m Höhe zwischen zwei Grenzen. Niemals sonst hätte ich soviel Zeit gehabt, den kristallklaren südlichen Sternenhimmel zu bewundern.

Ich werde diese Übergangsstunden ins neue Jahr nicht vergessen. Zuletzt fanden vier von uns ein Loch im Zaun und dahinter eine eiskalte billige Bleibe in einem einzigen Raum, der früher mal eine Garage war. Ich suchte einen offenen

Laden - alle waren offen - fand eine Dose mit eingelegten Heringen, eine Flasche süßen Sekt aus Pisco, der abscheulich schmeckte und eine Schachtel voll Wasserkekse. Es kam mir vor, als sei Krieg und wir kauerten in einem Unterstand auf unseren beiden Eisenpritschen.

Heute ist Neujahrstag. Die Soldaten sehen müde aus, lassen uns aber halb acht schon unter dem Grenzbaum durch. Dann beginnt das Warten. Die bolivianische Grenzpolizei hat noch nicht ausgeschlafen. Um neun Uhr habe ich endlich den Stempel im Paß. Eigentlich ist es schon zehn. Draußen steht ein Bus bereit. Drei Mark sollen fünf Stunden Busfahrt nach La Paz kosten.

Wir haben Glück. Der bolivianische Fahrer ist bereit, für ein Trinkgeld eine Viertelstunde bei den Ruinen von Tiahuanaku zu halten. Nur 15 Minuten, nicht mehr! Die Indios steigen auch aus. Wenn schon die Gringos so weit herkommen, um das zu besichtigen, müssen sie es auch gesehen haben. Was mag in ihren Köpfen vorgehen? (Bild 04/; Bild 04/3)

Eine Viertelstunde hat wirklich gereicht. Das moderne Bolivien hatte mit eigenen Monumentalbauten das Ausgrabungsfeld verschönern wollen. Das wirklich alte sogenannte Sonnentor ist von einem Stacheldrahtzaun umgeben. Die Darstellungen sind im Gegenlicht kaum zu erkennen.

Endlich La Paz. Ich nehme ein Taxi ins Zentrum. Es setzt mich beim Hotel Sucre ab. 25 Mark soll die Nacht kosten. Viel Geld. Das heiße Wasser lädt dazu ein, den Abend mit Wäschewaschen zu verbringen. Bis morgen früh wird alles getrocknet sein. Dann werde ich mir eine billigere Bleibe suchen. Dort kostet es dann nur fünf Mark. Ich fand das beim Abendessen heraus: Abschied auf Chinesisch von den Schweizern, die nach Zürich zurückfliegen müssen.

La Paz muß man zu Fuß durchmessen haben, das Armenviertel an den ungastlichen Bergflanken, die Hauptstraße im Zentrum. Ich erkläre jedem, der es hören will, La Paz sei die reinste Stadt Amerikas. Soviel ich suche, ich finde keine einzige weggeworfene Zigarettenkippe auf dem Boden, nicht einmal ein abgebranntes Streichholz.

In einer Querstraße hinter der Kirche San Francisco hat eine Bolivianerin mit dem typischen hohen schwarzen Zylinderhut eine Decke auf dem Pflaster ausgebreitet und dort angehäuft, was sie verkaufen will: silbernes Geschirr, Teller, Terrinen,

Kannen, Leuchter, Besteck und viel Schmuck. Ich kann nachfühlen, was die Eroberer des Inkareiches bei einem solchen Anblick gefühlt haben. Mir reicht schon die Gewißheit, das ist alles Silber, gebrauchtes Silber. Ich kaufe ihr zwei Ringe ab. Die Indias in Bolivien haben an jedem Finger wenigstens einen Silberring. (Bild 04/4; Bild 05/1)

In anderen Städten mag es Straßen geben, wo ein bestimmtes Handwerk, eine Zunft, ihre Geschäfte hat. Hier gibt es eine Straße, wo jedes Haus Säcke mit Kokablättern vor der Tür stehen hat oder an der Hauswand aufgetürmt kleine Räucheröfchen und Kisten voll ausgedorrter Llamaföten. So ein Fötus gehöre wie ein Grundstein, der Glück bringen soll, unter jeden Neubau.

Hier ist auch die Quelle für all die roten Wollfäden, die jedem Llama durchs Ohr gezogen werden. Ich dachte bisher, das sei so eine Art Markierung für den Besitzer. Es sind Glücksbringer. Wie in Huancayo schon gesehen, auch hier ein Tisch voll Gefäße mit dem absonderlichsten Inhalt. Ich entdeckte darunter die roten Bohnen mit dem schwarzen Fleck, die in der Karibik Zombiebohnen heißen (Abrus Precatorius). Sie sind so giftig, das die USA die Einfuhr von Schmuckketten daraus verboten haben. Man denke an ein Kind, das darauf herumkaut! (Bild 05/2)

Was ich in 20 Läden nicht finde: ein neues Tagebuch. Nach dem zehnten Laden verbeuge ich mich bereits genauso tief vor dem Ladenbesitzer, wie es der chinesische Händler vor mir tut.

Ein Ort der Lust und Entsagung zugleich wird der überdachte Obstmarkt. Alles wächst in diesem Land mit seinen unterschiedlichen Klimazonen und wird hier feilgeboten. Am meisten haben es mir die Erdbeeren angetan. Seit Jahren habe ich keine gegessen. Aber diese hier darf ich auch nicht essen. Zuviel erlebt, seit ich in den Anden unterwegs bin, auch gestern erst wieder nach dem Besuch eines Erster-Klasse-Steakhauses. Trotzdem kaufe ich Wein, Brot und Käse ein. Worauf warten? Der nächste Durchfall kommt bestimmt.

Endlich wieder einmal auf einem richtigen Berg

Von La Paz aus werde ich übermorgen zum ersten Mal seit langem wieder auf einem richtigen Gipfel mit Schnee stehen,

dem Chacaltaya (5.570 m). Es geht nur per Taxi und das kostet 50 Mark. Die Straße endet beim Schutzhaus. Dann stapfe ich los, vergesse alles hinter mir. Der Taxifahrer verzweifelt, weil ich so lange nicht zurückkehre. Er hatte mich wohl für einen gehalten, der ankommt, aussteigt, "How beautiful, my lord!" ausruft, drei Bilder knipst und umkehrt. Es war der schönste Tag der ganzen Reise. Mir kam vor, ich sei seit der Karibik nur zu diesem einen Zweck unterwegs gewesen. (Bild 05/3; Bild 05/4)

Die Gletscherberge in der Ferne sind sehr eindrucksvoll, besonders der Huayna Potosí; auch der 6.500 m hohe Illimani, der selbst über dem 3.800 m hohen La Paz noch gewaltig wirkt. Am eindrucksvollsten der tiefblaue Himmel jeden Tag und die klare Sicht von meinem Gipfel auf den 70 km entfernten Titicacasee. Die Luftfeuchtigkeit muß gleich Null sein.

Am nächsten Tag fahre ich die staubige Uferstraße bis nach Puno noch einmal ab. Sechs Stunden dauert die Fahrt bis Desaguadero, dann noch sechs Stunden bis Puno. Ungezählte Paßkontrollen. Peru traut dem südlichen Nachbarn nicht. Betrügerischer Geldwechsel. Gern wäre ich zu den auf Schilfinseln lebenden Urus gefahren, aber keiner der Gäste meiner Unterkunft will das Taxi mit mir teilen. Einfach zu teuer. Ich brauche dringend eine Bank und freue mich ersatzweise über das echtgoldene Binsensegelboot auf meinem silbernen Flohmarktring.

Thor Heyerdahl hat sich bei den Urus zu seiner Kon-Tiki inspirieren lassen. Zu dumm, daß der bärtige Männerkopf, den er auf sein Segel malen ließ, gar keinen Bart hatte, sondern auf einer fehlerhaften Wiedergabe der Bennett-Steinsäule aus Tiahuanaco beruhte. Nix ist mit bärtigen Nordmännern auf der Osterinsel! Sie hätten ihm so gut ins Konzept gepaßt.

Die segelnden Schilfbootchen der Aymara sprechenden Urus hätte ich gerne gesehen. In La Paz fand ich ein Wörterbuch Aymara-Quechua. Die Urus hatten niemals die Inkasprache akzeptiert. Ein Forscher entdeckte, daß ein ganz bestimmter Volksstamm Ecuadors Aymara spricht. Wieso das? Es gibt nur eine Erklärung dafür: Die Inkas haben Teile dieses aufmüpfigen Volkes ans andere Ende ihres Reiches getrieben und dort angesiedelt. Alles im Laufe ihrer neunzig Regierungsjahre.

Die weiße Stadt

Die Bahnfahrt nach Arequipa dauert einen ganzen Tag. Unterwegs zwei riesige Bergseen und die Wasserscheide zwischen Atlantik und Pazifik, also wieder einmal, wo die Kordillera am höchsten ist. An lotrechten Felswänden sind Überreste künstlicher Bewässerungskanäle zu sehen. Die Inkas hatten sich darum gekümmert, daß keiner verhungert. Später wird die Landschaft grün und fruchtbar. Bei der Ankunft tun mir alle Knochen von der harten Bank im Zug weh. Vor dem Fenster blühen Stiefmütterchen, Alpenveilchen und Winterastern. An den Bäumen hängen halbreife Äpfel. (Bild 06/1)

Arequipa ist eine schöne Kolonialstadt, ganz in blendendem Weiß. Das Baumaterial: weißer Bimsstein vom Misti, dem Vulkan über der Stadt. Zwei Tage vergehen in Klöstern und Kirchen, aber auch beim »Rico Pollo«. Beeindruckend ein Fresco im Kloster: Tropische Vögel unter tropischer Vegetation. Den hier auszubildenden Missionaren sollte ihr zukünftiges Leben im "Oriente" schmackhaft gemacht werden.

Leider gibt es von hier keinen Bus nach Nazca. Ich hätte mir gerne die riesenhaften Scharzeichnungen in der Landschaft angesehen. Ich fliege die tausend Kilometer nach Lima zurück, sehe Nazca aber auch aus der Luft nicht. Dafür verbringe ich einen halben Tag in Callao, sehe mir den schmutzigen Hafen an und schwöre, hier niemals vor Anker zu gehen, sollte ich jemals von Panama aus zu den Osterinseln segeln wollen. Ich werde das Gefühl nicht los, hier könnte mir jeden Augenblick einer den Hals durchschneiden. Kein Tourist findet hierher, keiner hört aber auch das wilde Gekreische der Seevögel, keiner besucht den Fischmarkt im Hafen - ein unvergeßliches Erlebnis. Alles, was im Pazifik lebt, scheint hier wie von einer Riesenwoge an Land geschwemmt worden zu sein. Einfach unvorstellbar und unbeschreiblich.

An Geld zu kommen, ist nicht so einfach. Die Telefonverbindung zur Philipsburger Bank ist schlecht, aber einer, der mich kennt, erkennt meine Stimme und verspricht mir eine telegrafische Überweisung. Das klappt sogar. Kurz drauf sehen mich von allen Seiten Abertausende Tonfiguren an, meistens ausdrucksvolle Hohlköpfe mit Handgriff und

Ausguß, aber auch komplette Körper: Vögel, Fische, Frösche. Rafael Larco Hoyle hat eine unglaubliche Privatsammlung zusammengetragen. Alles stammt aus Gräbern im Norden Perus und gehört zur Mochicakultur.

Schon bei anderer Gelegenheit sind mir tönerner Okarinas aufgefallen. Sie gehören hierher wie Quenas aus Röhrenknochen und die doppelreihige Panflöte aus Rohr. Als indianische Grabbeigaben sind sie uralte. Hier irrt der Duden, wenn er die Okarina für eine italienische Erfindung des 19. Jahrhunderts hält. Sie haben sie nur »nachempfunden« und Geschäft damit gemacht.

Weil oca im Italienischen »Gans« heißt, denkt der Duden, müsse das so sein und weil das Mundstück wie ein Gänseschnabel aussehe. Wirklich? Oca heißt aber auch in Spanien jede zweite Gans, und das Gänschen müßte dort Oquita heißen, heißt aber gansito. Das Wort ganso nämlich haben die Westgoten aus Germanien mitgebracht. Nur so konnte sich das italienische Wort ocarina durchsetzen.

Die Lösung liegt ganz woanders. Vermutlich haben spanische Missionare die Indios gefragt, wie sie dieses Blasinstrument nennen. Die Angesprochenen haben ganz in ihrem Sprachsinne einen Namen dafür genannt, der beschreibt, was sich damit tun läßt. (Wie die Kechwa, die Seildreher und Rimac, der Plaudernde!) Die Stimme kann man damit erheben, einen Ruf ausstoßen, alles, was sich im Spanischen mit levantar und alzar beschreiben läßt. Das heutige geschriebene Quechuawort dafür ist oqarii. Je nach Aussprache und Gehör ist es aber auch als Okjarina oder Okkarina aufgeschrieben worden. In diesem Fall bedeutet die Endung ina = wie, also etwas wie zum Stimme-Erheben. Keine Spur von »Gänschen«!

Jetzt fehlt mir noch der Amazonas

Wieder mit vollem Geldbeutel, buche ich für 70 \$ den Flug nach Iquitos und bin einen Tag später bei den Yaguas, einem Indio Stamm am Amazonas. Fast zwei Stunden hat die 50 Meilen lange Fahrt im kleinen Motorboot gedauert. Die Yanamono Lodge liegt an der Mündung des Rio Napa in den Amazonas. (Bild 06/2; Bild 06/3; Bild 06/4; Bild 07/1; Bild 07/2)

Das Lager besteht aus etwa sieben Pfahlbauten und enthält Bequemlichkeiten, die einer hier gar nicht erwartet. Zwei amerikanische Anthropologen hatten die Idee zu diesem Lager, weil es in der Nähe einen relativ unberührten Stamm gab, eben die Yaguas. Wir gehen morgen hin.

Beim Blasrohrschießen bin ich besser als der Häuptling der kleinen Siedlung. Ich versuche ihm zu erklären, warum. Weil ich mit dem Unterwassergewehr auch aus dem Handgelenk ziele. Er aber deutet nur auf seinen kugelförmigen Bauch: Zuviel Chicha gestern abend getrunken! (Bild 07/4)

Wir, drei Frauen und ich, sonst weitum kein Mensch, hatten die ganze Nacht das Trommeln vernommen, als sie ihr Fest in einem ringsum offenen Versammlungsraum, der Cocamera, feierten. Wir sagten »Die Nacht der Leguane« dazu. Hierher gehörte auch das Abenteuer mit der faustgroßen »Vogelspinne«. Die eine Amerikanerin kam ganz verstört zu mir ins Bambushaus. Ihre Freundin liege im Bett und fürchte sich schrecklich. Neben ihr an der Wand sitze ein schwarz behaartes Ungeheuer. Im Kerzenlicht sei es gut zu erkennen.

Es saß noch da, als ich ankam. Was tun? Das Wasserglas war groß genug, es dem schwarzen Biest überzustülpen und es darin hinauszutragen. Ich versuchte, die Ängstliche zu beruhigen. Es sei nur eine harmlose Erdspinne gewesen. Vogelspinnen lauerten ganz woanders, nämlich unter den Sitzbänken der Plumpsklos. Alexander von Humboldt hatte das beschrieben. Soll er die Verantwortung dafür übernehmen, wenn unsere Begleiterin fortan Verstopfung hat.

Mein Blasrohrschützenmeister war wirklich überrascht von meinen Künsten und wollte noch eine Extradarbietung geben. Er nahm einen Pfeil und kerbte ihn zuerst zwei Zentimeter hinter der Spitze mit dem scharfen Pirayagebiß ein. (Einfach Gebiß zuklappen und Pfeil drehen. So scharf sind Pirayazähne!) Dann tauchte er die Spitze ins Curaregefäß, das neben dem Gebiß am Gürtel hängt und schoß ein weiteres Mal auf den »Pappkameraden« und wieder daneben.

Jetzt war Holland in Not. Die Kerbe im Pfeil hat den Zweck, daß die vergiftete Pfeilspitze im Opfer stecken bleibt. Sie bricht nämlich ab, sobald das Tier sich den Pfeil abstreifen will. Wo aber war sie jetzt? Der ganze Pfeil lag irgendwo im hohen Gras, die Suche danach vergeblich. Tritt eins der barfüßigen Kinder darauf, muß es sterben wie das Faultier,

das er gestern aus dem hohen Baum herunterschoß. Ich solle mir keine Sorgen machen, es regne bald. Das Gift löse sich im Regenwasser auf - wie es sich vermutlich genauso schnell im Blut des Getroffenen auflöst.

Der Tonkrug von letzter Nacht ist noch nicht leer. Das Oberhaupt in Baströckchen schöpft eine Kalabasse daraus für mich. »Nur Mut, Rudi«, nickt Minou, als ich das fotografieren lassen will, »was kann dir noch passieren nach allem, was hinter uns liegt.« (Dabei liegt mehr als die Hälfte noch vor uns)

Am nächsten Tag nichts als Amazonas und Wasser bis zum Horizont. Dann die Yanamoninsel. Dort, in einem stillen Flußarm: Viktoria Regia ganz ohne künstliches Tropenhaus, schöner als im Botanischen Garten und in voller Blüte. (Bild 07/3; Bild 08/1; Bild 08/2)

1000 km Wüste

Wieder ein neuer Tag. Innerhalb weniger Stunden ein Sprung durch die Luft vom Urwald zur Küstenwüste. Rein ins Sammeltaxi und los! Kein Kontrast könnte größer sein als dieser. Vorhin ein Gewitter über dem Strom, jetzt Wanderdünen quer vor den Rädern. Es wird eine tagelange Fahrt auf schnurgerader Straße. Auch hier reiht sich am Straßenrand Kreuz an Kreuz. Die Eintönigkeit lullt ein. Vielleicht sind die Reifen schlecht. Unser Auto hat zweimal auf der asphaltierten Panamericana einen Platten. Die Reifen sind nichts wert - oder die zahllosen Flickstellen.

Nach 200 km grüßt Paramonga von weitem, ein gewaltiges Tempelgebirge aus sonnengetrockneten Lehmziegeln, das seit Chimú-Zeiten kein Regen fortgeschwemmt hat. Noch eindrucksvoller die 28 qkm große Chimú-Hauptstadt Chan-Chán bei Trujillo. Ich durchstöbere sie in allen Winkeln. Von hier ließ Atahualpa das meiste Gold herbeischleppen, um sich freizukaufen. Es gehörte ja seinen ehemaligen Gegnern. Vorher aber begann ein Intermezzo in Casma, also lange vor Chimbote. Es wird sich über zwei Wochen erstrecken und fing beim Cerro Sechín an.

Verborgen hinter Baumwollfeldern der Küstenoase wird noch ausgegraben. Auf riesigen Steinplatten waren schreckliche Menschendarstellungen an der äußeren Tempelfassade von Sechín ans Licht gekommen. Wer hatte das vorher schon

irgendwo gesehen: Monoliten mit der Abbildung aufeinander gehäufter Schädel, sechs und sechs nebeneinander, die Mundwinkel im Schmerz verzerrt, die Augenlider geschlossen wie im Tod, die Schädeldecke scheint zu fehlen. Hier hatte ein Priesterorden das Volk das Fürchten gelehrt. Sechín war an Anfang nur ein Tempelheiligtum. (Bild 19/1)

Auf anderen meterhohen Platten sind abgeschlagene Arme, blutüberströmte Köpfe, ein Rückgrat, Wirbel auf Wirbel, zu sehen, sonst nichts; daneben ein voller Magen, wie aus dem Anatomiebuch von heute, oben mit Speiseröhre, unten mit Darmgeschlingel, und alles vielleicht dreieinhalbtausend Jahre alt.

Natürlich blieb den Inkas und allen Vorgängern Kopf- und Bauchinhalt eines erschlagenen Gegners nicht verborgen, haben sie doch prinzipiell aus dessen Haut Trommelfelle gemacht und aus ihren Schädeln sich zugeprostet. Was aber bedeutet die Abbildung hier? Und das in dutzendfacher Wiederholung auf an die hundert Platten.

Die Archäologen stehen noch am Anfang der Ausgrabungen, vielleicht sogar am Anfang einer Frühkultur, wenn nicht der gesamten des südamerikanischen Kontinents. Es ist aufregend genug und voller Rätsel. Muß es sich überhaupt um die Darstellung eines Ereignisses handeln, das stattfand? Kann es nicht gleichnishaft zu verstehen sein? Bilder, die das Fürchten lehren sollen? Wie die Höllen eines Hieronymus Bosch? In jeder Gemäldegalerie findet man Beispiele. Schrecklich anzusehen auch die blutüberkrusteten Christusfiguren aus dem Mittelalter. Man hat sich an diesen Anblick gewöhnt.

Hier erwartet man solche Darstellungen nicht. Jeder hat sich an drohende Jaguarzähne, aufgerissene Schlangenrachen und messerscharfe Adlerkrallen gewöhnt, nur an die Drohgebärde, nicht an die Opfer. Die Darstellung herausgerissener Herzen hat es in Mittelamerika gegeben, aber erst zweieinhalbtausend Jahre später. Diese Darstellungen weisen auf Monte Albán in Mexiko hin, aber nur auf seine allerfrüheste Zeit. Ich mache bereits Pläne für das nächste Weihnachten.

Morgen aber ist noch einmal eine Fahrt in die Anden fällig. Jetzt will ich auch Chavín de Huántar gesehen haben. Es besteht ein Zusammenhang zwischen Sechín und den

Anfängen dieses Heiligtums am östlichen Hang der Weißen Kordillere.

In der peruanischen Schweiz

Auf einer abenteuerlichen Fahrt, die allen vorhergehenden nicht nachsteht, trägt mich ein voller Colectivo über die Küstenkordillere in das Hochtal am Fuße der höchsten Berge Perus, ins Callejón de Huaylas, der »schmalen Gasse zwischen Almwiesen und Wäldern«. Unterwegs eindrucksvolle Tiefblicke, Kreuze am Straßenrand, Laster mit Achsenbruch im Graben. Diesmal sitze ich ganz vorn und weiß, ich will nie wieder hinten sitzen. Vorn scheint es keine Gefahr zu gehen. Angst ist eine Augenkrankheit.

Natürlich erwartet mich keine schmale Gasse bei der Ankunft in Huaráz. Das Santatal mag auf den ersten Blick so wirken, wenn darüber der 6.760 m hohe vergletscherte Huascarán und die Eisflanken des Huandoy und Alpamayo aufsteigen, denn die Talorte sind nur halb so hoch. Was hier anders als in den Zentralalpen ist, das sind die Bergflanken. Keine düsteren Tannenwälder, kein Wald überhaupt. Bis zu den Felsen hinauf überzieht wie ein Netz ein lichter Fleckerlteppich ummauerter Felder oder Wiesen die Landschaft. Für Abwechslung sorgen die mit schlankem Eukalyptus bestandenen Wegraine und Bachufer.

Jeden Tag bin ich in einem anderen Dorf. Ich sehe die Bevölkerung bereits mit neuen Augen, deutlicher, vor allem im Vergleich zu Cuzco. Der tropische Osten liegt näher und der Äquator auch. Cuzco wirkt grimmig daneben. Selbst das runasimi der Ancashleute klingt lieblicher. Hier sagen sie mitsii für Vieh-Weiden. In Cuzco klang es wie mitschii.

Die Spuren des Erdbebens vor fünf Jahren sind noch nicht beseitigt. Die ganze Welt half und hilft immer noch beim Wiederaufbau. Ich sehe sogar ein Behelfsdorf russischer Igloos aus Plastik. 20.000 Menschen kamen damals in Yungay um, 70.000 in ganz Peru, 800.000 verloren ihre Wohnung.

Dort wo einst die Kirche von Yungay stand, ragt noch ein Stück Kirchenmauer mit Altarresten aus dem Boden. Ein ausbrechender Bergsee hat den Ort weggeschwemmt, eine Lawine aus Gletschereis, Wasser und Felsbrocken. Frisches

Grün bedeckt die Friedhofslandschaft. Eine junge Frau treibt ein Dutzend Schafe ohne Eile zwischen den Mauerresten vor sich her. Mit dem einen Arm drückt sie ein Bündel roher Wolle gegen ihre hellblaue Wolljacke, mit der anderen Hand dreht sie geschickt die Spinnspindel. Das Leben geht weiter.

Ich fasse Mut, als sie vorbeigeht. Bis 10 zählen kann ich immerhin schon, auch Ja und Nein sagen. Das zu wissen ist immer gut. Ich weiß nicht, ob sie mich verstanden hat. Sie lacht und kommt sehr nahe. Hoffentlich nicht, weil ich sie mit Täubchen begrüßt habe, denn mir fällt das Märchen vom Lausen des Wiracocha wieder ein. Jetzt antwortet sie, und es klingt wirklich so, als hätte ich diese Wörter schon gehört: »Simpikaru, wiracucha!«

Größer aber steht ihr Staunen im Gesicht geschrieben. Wo gibt es das, ein Fremdling, der mit Indios in ihrer eigenen Sprache spricht? Ich weiß das schon aus Erfahrung. Nichts öffnet leichter die Herzen dieser Menschen dem Fremden gegenüber, als wenn er zeigt, daß er sie verstehen will, und da genügt manchmal ein einziges Wort. Nichts ist trauriger, als wenn sich zwei Fremde auf einem einsamen Weg begegnen, die nicht miteinander reden können - wie zwei von einem anderen Stern.

An diesem Punkt bin ich jetzt leider angelangt. Ihre Frage »Maymantam kanki?« verstehe ich wohl. Soll ich antworten: »Aus Alemania komme ich.« Ich habe das in diesen Wochen schon durchexerziert. Die Antwort eines Mannes lautete dann: »Wieviel Stunden im Bus ist das bis Alemania?« In Machu Pijchu antwortete ich einem Wärter: 15 Stunden. Das schien ihm sehr weit.

Fragt aber ein junges Mädchen jetzt weiter, heißt es zuerst: »Gefällt es dir hier?« und gleich drauf: »Mit wem lebst du zusammen?« und wenn die Antwort ihr günstig erscheint, kommt absolut sicher die Gretchenfrage auf peruanisch: »Bist du katholisch?« Mit Ja zu antworten, das macht man nur einmal durch.

Ich verstehe also ihre Frage nicht. Sie deutet mit dem Finger auf meine chompa, den kastanienbraunen Ringelpullover aus Lima und dann auf das schwarzbraune Wollknäuel auf ihrer Spindel. Sie wird mir nicht einen Pullover aus ihrer Wolle stricken wollen? Täubchen, soviel Zeit habe ich nicht. Lieber möchte ich selber zu spinnen versuchen. Gut, daß uns bis auf die Geister der Toten keiner zusieht, wie ungeschickt ich mich

beim Spinnen anstelle. An diesem traurigen Ort wurde sicher schon lange nicht mehr soviel gelacht.

Am entgegengesetzten Ende des Hochtales liegt Caráz. Auch hier viel Zerstörung. Von der Kirche steht nur noch die Hülle. Am Fuße des eingestürzten Turms liegt die große Glocke, genauso wie sie vor fünf Jahren herunterkam. Ich wohne für 80 Soles, also knapp ein Dollar, im arg angeschlagenen Hotel Peruanische Schweiz (Suiza Peruana).

Heute wird nicht getrauert. Ich gerate in ein unglaublich fröhliches Fest, eine Art Kirchweihfest, aber ohne Kirche: das Fest der Jungfrau von Chiquiquirá. Ich glaube, sie ist die Beschützerin der Bergleute. In jedem Haus wird am Vorabend schon gefeiert, offene Tür. Jeder ist willkommen, der hineinschaut, kriegt einen Stuhl hingerückt und dann wird eingeschenkt. Endlich mal einer aus Alemania, wo es so gute Fußballspieler gibt! Soviel wissen sie immerhin mit mir anzufangen - und die Trinkfestigkeit der Fußballnation wollen sie offenbar auch testen. Sie wissen nicht, daß meine Standfestigkeit von den Ruminseln herrührt.

Am Sonntag vormittag die Prozession durch den noch lange nicht ganz wieder aufgebauten Ort in aller nur denkbaren kolonialspanischen Leidenschaft und bei viel Kerzenschein und Blumensträußen aus Andenblumen, nicht aufdringlich, eher rührend. Die Männer sind im sauberen, einfachen Anzug da, die meisten hemdsärmelig, denn es ist heiß in der Sonne. Nie sind sie ohne den mit einem schmalen Band geschmückten Strohhut unterwegs, dessen Krempe als Schattenmacher nach unten gebogen ist.

Die mitmarschierende Blasmusik läßt sich nicht einordnen, schwer und tragend, den Schritt für die Kolonne angehend, die jeweils einen der geschmückten Heiligenschreine auf Stangen geschultert hat.

Die Frauen sind in der unverwechselbaren Ancash-Tracht gekleidet, die weiten Röcke aus dickem Tuch in Dunkelblau und Rot mit einem Stich ins Violette. Zwischen den Rocksäumen schaut neugierig ein handbreiter Streifen einer weißen Spitzenborte hervor. Vielleicht ist sie nur angenäht, vielleicht ist es aber auch ein weiterer Rock. Ich habe nicht nachgeschaut und war vor einigen Tagen in Yungay auch zu sehr mit dem Spinnwirtel beschäftigt. (Bild 08/4)

Der Frauenhut sieht anders als der Männerhut aus. Er ist auch aus Stroh, hoch und zylindrisch, aber nach unten zu glockenförmig breiter werdend, damit bei großer Kälte ein Kopftuch darunter Platz hat. Die Krempe steht waagrecht ab und schützt auch noch den immer irgendwie wettergegerbt aussehenden Säuglingskopf im Rückentuch. In der ganz heißen Tageszeit deckt den Hut noch ein quadratisches karminrotes Tuch, das bis auf die Schultern reicht, ein Zweischichtensystem, das gut isoliert. Was jeder so leicht hier vergißt: wir sind 3.000 m hoch und die Luft ist völlig frei von Staub. Eine gefährliche Sonne.

Jeder kauft von den Bauchladenhändlern »manjar blanco« - das Wörterbuch weiß nichts davon, das italienische »mangiare« führt auf einen Holzweg und bedeutet doch soviel wie Speise. Manjar blanco sind mit Zuckerguß blumenreich verzierte Törtchen in allen bunten Farben, darunter eine Mischung wie Honig und Mandeln: Marzipan in Ancash.

Sogar ein Eisverkäufer ist da und hat seinen bunt bemalten Karren im Schatten neben dem Musikpavillon aufgestellt. Ich wundere mich, wie er sein Eis kalt hält, ja, wie er es überhaupt herstellt. Ich darf unter die Eisbehälter schauen. Groß Eisblöcke liegen zum Kalthalten in der verzinkten Kiste. Als ob er schon meine nächste Frage vorausgeahnt hätte, deutet er zum Huascarán in der Ferne. Ich verstehe, was er beschreiben will. Sie holen sich mit Tragtieren in Säcke gewickelte Eisblöcke vom nächstgelegenen Gletscher herunter. Es gibt Leute, die sich ihren Lebensunterhalt damit verdienen, Eisblöcke aus einem Gletscher zu sägen.

Der Höhepunkt aber nach Einbruch der Nacht das Feuerwerk. Ich hatte mich schon bei Tage gewundert, was das für merkwürdige Holzgestelle und Riesenräder sind, an denen die ganze männliche Bevölkerung zu basteln schien. Karussells, wie auf dem Jahrmarkt, aber, des leichten Gewichts wegen, aus Binsenrohr gebaut. Da sind auch Drehscheiben, die sich wie ein Kreisel bewegen, sobald man sie anstößt. Es gibt Wippen, einmal unten, einmal oben. Alles wird überragt von einem Riesenrad, das sich um seine Achse dreht, es fehlen nur die Gondeln. Das ganze überragt die einstöckigen Häuser auf dem kleinen Platz mitten im Ort.

Spezialisten - jeder ist in einem Land der Bergwerke einer - kümmern sich dann um das Festmachen der selbstgebastelten Feuerwerkskörper. Es blieb auf dem Rohrgestänge kaum ein Platz übrig, wo keins dieser

Pulverrohre festgemacht war und alle sind untereinander mit Zündschnur verbunden.

Das System, ich erlebe es jetzt: Wenn das eine Rohr leergebrannt ist, setzt sich das nächste wie ein Düsenjet in Bewegung und so fort für die Dauer einer halben Stunde. Kein Böllern in die Luft ist es, sondern ein wunderbares Sprühen und Drehen einer gewaltigen Sonne, ein Getriebe in vielen Farben, alles im Rahmen des engen Häusergevierts. Es kracht und zischt allerdings auch um so lauter. Hier sind wirkliche Feuerwerkskünstler am Werk.

Einer übertönt in den Pausen mit seiner Stimme den Lärm, ein Hüne von Mensch und angezogen wie ein Stallknecht. Er hat an der Straßenecke einen kleinen Holzkohlegrill aufgestellt und brät darauf in Scheiben geschnittene Ochsenzunge an Grillstäbchen, stark gewürzt. Das schmeckt gut. Ich kenne es schon aus Cuzco. Für 50 Pfennig wird einer satt davon.

Als ich zahlen will, sehen wir uns an. Blaue Augen haben hier oben Seltenheitswert. Beide wissen wir sofort: Landsleute. Keine Rede von zahlen. Was mir einfiel! Paul heiße er. Von Pablo will er nichts wissen, wenn er auch in Peru geboren sei. Jetzt geht es los mit Heil-Hitler-Gegröhle. Der ganze Platz nimmt Anteil und schmunzelt, denn jeder kennt Paul mit seinem Spleen. Jeder auf dem Platz weiß auch in wenigen Minuten, Paul hat einen Freund aus Alemania getroffen. Alle denken vermutlich, Heil Hitler sei auch so ein Fußballer wie Franz Beckenbauer. Jeder kennt diesen Namen. Einer zieht eine Schnapsflasche aus der Hosentasche und drückt sie mir in die Hand. Die Daumenbewegung dazu ist eindeutig. Gott sei Dank! Mit klaren Sinnen ist dieses Fest nicht zu ertragen. Hinterher bin ich auch so benebelt wie alle.

Meinem Nachbarn knallte eben eine Rakete, die sich losgerissen hatte, gegen die Brust. Das hätte ins Auge gehen können. Gedanken mit hätte und würde gibt es bei den Indios nicht. Es zählt nur die Tatsache, das Konkrete und viel Gefühl. Jeder scheint sich totzulachen. Der Getroffene lacht mit. Wahrscheinlich würden sie alle genauso lachen, wenn eins der Häuser Feuer fängt - und genauso lachend beim Löschen helfen.

Es muß lange her sein, daß Paul deutsch sprach, er spricht es grob, aber fehlerfrei. Einen Bauernhof hat er hier in der Nähe, brüstet er sich, viele Kühe und alles gehöre noch ihm.

Keine Landverteilung! Was schimpft er auf die sozialistische Regierung in Lima. Keiner greife ein. Er weiß, warum er so großklotzig tun kann. Die armen Menschen in Chimbote, sie müßten glatt ohne ihn verhungern, behauptet er. Alle Tage schicke er einen Lieferwagen voll Milchkannen in die Küstenstadt am Rande der Wüste. Mich stellt er jedem Käufer als seinen Freund vor. Die Stäbchen mit Grillfleisch werden ihm aus der Hand gerissen, und jeder ruft Gringito und nickt mir freundlich zu.

Am nächsten Vormittag. An meiner Rolleiflex klemmt der Zeiger des Belichtungsmessers. Ich sollte einen ganz kleinen Schraubenzieher haben, habe ihn aber nicht. Bei einer Bude am Markt gibt es Werkzeuge zu kaufen. Ob der Besitzer mir einen kleinen Schraubenzieher leiht? Porqué no, warum nicht! Jetzt sitze ich am Erdboden neben ihm, habe den ganzen Belichtungsmesser auseinandergeschraubt, finde den Fehler, setze alles wieder zusammen und bemerke nicht, wie ich von aufgeregten Zuschauern umringt bin. Wird er es schaffen? Als ich erfolgsglücklich strahle, rufen alle Olé wie bei unserem Franz, wenn er ein Tor geschossen hat.

Darauf eine Erfrischung in der Markthalle: Orangensaft und ein Kelchglas voll Ceviche. Das ist eine Mischung aus rohem Fisch, Limettensaft, grünem Koriander und viel Chilischote. In dieser Mischung sterben alle Coli-Bakterien ab. Vorsichtshalber lasse ich mir von Teodora, die ich seit gestern abend kenne, noch einen Löffel Chili obendrauf geben. So komme ich mit ihr in ein längeres Gespräch. Zugegeben, ich benehme mich wirklich nicht wie ein Tourist.

Teodora, ein junges Mädchen mit einer Erinnerung an indianische Vorfahren im Gesicht, erzählt, ihr Vater, ein Offizier, sei beim Erdbeben ums Leben gekommen. Diesen Stand am Markt habe ihre Mutter gepachtet. Ihr Haus sei zerstört, aber ein neues im Bau.

Da kommt ihre Mutter auch gerade vorbei, eine rundliche stramme Frau, als sei sie der Offizier. Susanita heiße sie. Als ich sage, ich möchte sie beide mit ihrem neuen Haus fotografieren, sagt sie »Con mucho gusto!«. Sie müsse sich aber vorher noch umziehen. Sie wollte aber absolut nicht verstehen, warum sich auch Teodora am hellen Nachmittag frisieren und umziehen müsse.

In ihrem Uraltkarren fahren wir später zu dritt bis zum Ortsrand, wo der Rohbau steht. Daraus ergibt sich neuer

Gesprächsstoff. Warum ich nicht bald nach Caráz zurückkäme, das nächste Mal mit einem Auto. Es müsse kein neues sein, Gebrauchtwagen seien zollfrei. Das könne ich hier gut verkaufen oder als Collectivo Taxigeld damit verdienen, versichert mir treuherzig lächelnd Susanita.

Ich sehe sie an, wie sie das sagt. Ihr langes schwarzes Haar ist wie ein Turban frisiert. Ganz Dame. Offiziersfrau eben. Über der schwarzen Strickjacke mit weißem Ringelmuster und dem tiefen Ausschnitt, der jeden Einblick gewährt, baumelt an langer Goldkette ein glänzend gefaßter großer Stein. Die marineblauen weiten Hosen sind wie Streublümchen mit roten und weißen Ankern übersät. Soviel habe ich doch noch gar nicht von meinem Karibikleben als Seefahrer erzählt. Rudi, sei wachsam! Teodora steht solange eher hilflos daneben.

Das Fest der Jungfrau von Chiquiquirá dauert eine Woche lang, aber ohne mich. Mich lockt ein Blick aus der Nähe auf den vereisten Huandoy über dem Bergsee und dann ein Ausflug zu einer Ansammlung von Puyas Raimondi, jede an die 12 Meter hoch und wie aus einer anderen Welt. Aus der Ferne sieht sie mit ihren abstehenden Schwertern wie eine Agave aus. Der schlanke hohe Blütenstand mit an die 8.000 elfenbeinfarbenen Blüten ist so unermeßlich, wie die Landschaft, in der sie zuhause ist. (Bild 09/4)

Am liebsten möchte ich für immer hierbleiben oder das gletscherbedeckte Gebirge, auf das ich unterwegs zurück zum Hauptort Huaráz immer wieder einen Blick erhasche, in die Karibik mitnehmen. Kein Wunder, daß die Limenser dieses Hochtal ihre »Peruanische Schweiz« nennen.

Auch Huaráz war völlig zerstört, 6.000 Menschen starben, aber die Lebensfreude dieser immer wieder vom Schicksal Geprügelten überwog. Die Stadt wird völlig neu im modernen Sparstil aufgebaut. Der Charme des alten Andennests ist für immer dahin. Am Straßenrand hocken in weißen Metzgerkitteln Frauen und schneiden mit langem Messer jedem, der Appetit darauf hat, ein Stück vom im Freien gerösteten Spanferkel ab. Hier darf ich.

Es sind nur ein paar Schritte zu meinem Hotel. Es heißt Raimondi, wie der italienische Botaniker, der die Riesenagave entdeckt hat. Es gibt sogar eine gemeinsame heiße Dusche in einem offenen Raum. Sie funktioniert - wenn Gott es so will - wie ein elektrischer Stuhl. Ein länglicher Heizkörper steckt

dort, wo woanders die Brause ist, auf dem röhrenförmigen Ausfluß. Zwei wacklige Drähte führen von hier aus zu einer Steckdose in der Nähe. Sobald Wasser fließt, schaltet ein undurchsichtiger Mechanismus den Strom ein. Jedesmal beim Betreten des Raumes denke ich mir, ich müßte auf eine gerade exekutierte Leiche stoßen.

An einem im alten Stil wieder aufgebauten Haus sah ich heute im Vorbeifahren etwas Hübsches: in der Mitte vom Dachfirst ein reich verziertes Metallkreuz als Dachreiter. Es ist kein Blitzableiter in unserem Sinn. Alle Häuser waren früher so geschmückt, und das erinnert mich an die Spielzeugkirchen aus Ton auf den Dächern von Ayacucho. Hier hilft, wenn überhaupt nur, der Glaube an einen göttlichen Schutz. Wie unter der Dusche mit Elektroschock.

Aber wenn sie hier nicht aufhören, ihre niedrigen Häuser ganz ohne stützendes Holzgestell nur mit luftgetrockneten Lehmziegeln zu bauen, wird ihnen beim nächsten Erdbeben wieder das zentnerschwere Ziegeldach aus Mönch und Nonnen auf die Köpfe krachen. Was gebraucht würde, ist Bauholz. Wo soll es hier herkommen!

Den heißen Quellen vom nahen Monterrey hat das Erdbeben zum Glück nicht geschadet. In seinem fast 50°C heißen Wasserbecken mag schon Atahualpa sein Rheuma behandelt haben, fast sicher aber hat Francisco Pizarros Frau Inés Huaylas hier schon gebadet. Sie war eine Schwester Atahualpas, Tochter seines Vaters und einer Häuptlingstochter aus diesem Tal.

So war das damals, wenn man sich Liebkind machen mußte. Atahualpas Vater Huayna Kapac hatte den Häuptling von Huaylas unterworfen. Daraufhin schenkte ihm dieser eine seiner Töchter zur Besänftigung. Die Tochter aus dieser Verbindung war Atahualpas Schwester. Als dieser nun selbst in Cajamarca gefangen gehalten wurde, schenkte er seinem Bezwinger Pizarro diese Schwester. Das war immerhin nobel, denn Atahualpa hätte auch auf eins seiner über hundert außerehelichen Kinder zurückgreifen können. Bewußt oder unbewußt setzte er damit die Linie der Inkahierarchie fort, denn er selbst, der letzte Herrscher, wird bald von den Spaniern erbarmungslos erdrosselt werden, nachdem er alles geforderte Gold herbeigeschafft hatte.

Fast zu schade zu verschweigen, wie es mit den beiden weiterging. Pizarro, der Sieger, zog mit seiner lebenslustigen

Inkaerbin in Cuzco ein. Ihr gemeinsamer Sohn Gonzalo Pizarro y Yupanqui wurde nach einer Ausbildung in Spanien mit der Regierung Neukastiliens betraut und setzte die Linie der Edlen von Cuzco fort. Seine Mutter aber, Inés, hatte inzwischen auch etwas gelernt: nämlich die Nichtigkeit einer Ehe, die nach Inkabräuchen geschlossen worden war. Diesmal heiratete sie auf christkatholische Weise einen zweiten Francisco, einen Waffenbruder Pizarros der ersten Stunde und damit auch einen, der bei der Gefangennahme ihres Bruders dabei gewesen war. Ihr echt Angetrauter wurde später Oberbürgermeister von Lima, sie seine wohlhabende Erbin, und es heißt, man sah sie noch öfter in der Kathedrale vor dem Grab ihrer beiden Franciscos beten.

Der steinerne Dolch von Chavín de Huántar

Als ich alles gesehen habe und diesmal sogar heiß im Sonnenschein ganz ohne Angst gebadet hatte, fällt mir wieder ein, warum ich eigentlich hier oben bin. Ohne weiteren Aufschub fahre ich für zwei Tage ganz abenteuerlich über die Weiße Kordillere nach Chavín und damit von neuem in die Region eiskalter Gletscherbäche, von Staubwolken und Dreck. Haarsträubende Kurvenstraßen, aber jetzt erschüttert mich so eine Fahrt nicht mehr.

Neben mir sitzt ein Indio im Bus, der mit seinem Jungen beim Arzt in Huaráz war. Ich glaube, nach der Verbandsgröße zu urteilen, er hat sich in die Hand gehackt. Anschließend hat ihn der Vater wohl mit zuviel Essen als Trostpflaster vollgestopft. Der Junge ist jetzt seekrank, kotzt, was das Zeug hält, und sein Vater wischt ihm von Zeit zu Zeit das Gesicht mit der blanken Hand ab, die er dann an seiner Manta säubert. Ob die jemals gewaschen wird?

Schlimmer noch: am Fensterplatz vor mir hat eine ältere Frau Probleme mit der Blase, läßt den Überschuß unter ihrem Rock in eine Konservendose plätschern, die sie zu diesem Zweck bei sich hat. Man kann es gut hören. Da der Fahrtwind gerade einmal den Staub in die andere Richtung bläst, sind die Fenster offen. Schwupp! Hat sie doch die volle Dose beim Fenster entleert. Der Fahrtwind treibt mir und den anderen hinter mir den Inhalt ins Gesicht. Alles lacht wie in Caráz beim davonsausenden Feuerwerkskörper. Was für ein Spaß!

Eigentlich bin ich dankbar für diese Erlebnisse. Es wird soviel geschwafelt von der Dritten Welt. Wer kennt sie schon wirklich! Die Touristen vor dem Hotelportal des Crillón in Lima? Warum kaufen sich diese Leute zu Hause nicht einfach den teuersten Bildband über Cuzco und Machu Pijchu. Das spart Stufensteigen, kostet vergleichsweise einen Pappenspiel zu ihrer Flugreise, und am Ende sind ihnen noch alle Armbanduhren, Hals- Ohr- und Fingerschmuck erhalten geblieben. Im VW-Bus zwischen Bahnstation und Inkafestung war es zu hören gewesen: "In unserer Reisegruppe - lauter Lehrpersonal - ist jedem schon etwas abhanden gekommen."

Endlich da! Was war das heute für eine Fahrt! Mir steckt noch der Staub davon im Hals, ja, wirklich nur der Staub. Wir glaubten uns schon kurz vor unserem Ziel, denn es dunkelte bereits. Da ragte hinter einer Kurve noch einmal ein Gebirgszug vor uns auf; aber überraschend führte ein Straßentunnel durch den Berg.

Wer hier oben gezwungen ist, einen Tunnel zu bauen, weiß, daß es sonst keinen Weg zur anderen Seite gibt, absolut keine Alternative auf einer noch so kühn angelegten »Straße des Todes«. So werden auch die Tempelgründer auf der anderen Bergseite gedacht haben: Bis hierher und nicht weiter!

Die Fremdlinge müssen also aus dem tropischen Osten gekommen sein und nicht auf dem Weg, den ich heute kam. Welchen Grund sollte es auch gegeben haben, so weit entfernt von Huaylas ein Heiligtum dieser Größe zu errichten? Wozu die Mühe! Beiderseits vom Santatal hätte es viele Aussichtspunkte wie diesen gegeben.

Am Ziel, im Hotel Inca am Hauptplatz, stehen viele Eisenbetten mit durchhängendem Drahtlager in einem einzigen großen Raum. Die könnte man in Europa keinem Obdachlosen zumuten. Aus dem Wasserrohr hinter dem Haus schießt Gletscherwasser, wie hier oben auf 3.000 m Höhe nicht anders zu erwarten. Alles für 40 Soles, drei Mark. (Ich rechnete damals den Dollar noch für 4,20 DM um!) Der einzige Luxus: die Mauern sind 80 cm dick. Davon habe ich nichts, solange kein Erdbeben droht.

Ein Klo gibt es nicht, nur ein Loch im Boden im Hinterhof. Auf einer gemauerten Herdstelle mit Glut wie im Mittelalter stehen zerbeulte Aluminiumtöpfe für die, die sich Tee überbrühen

wollen. Daneben tummeln sich Meerschweinchen namens cuy in einem Berg Brennholz. (Bild 09/3)

Ich möchte gerne wissen, ob die Altmeister der peruanischen Archäologie Middendorf und Uhle auch schon in diesem Haus übernachtet haben oder im Zelt. Das sind die, die die Anden noch mit Pferd und Tragtier durchwanderten, jeden Stein umdrehten und jedes Indiowort aufschrieben, würdige Nachfolger meines verehrten Humboldts. Middendorf lebte 25 Jahre in Peru, Uhle kehrte immer wieder zurück und brachte System in die Archäologie.

Ich scheine davon angesteckt worden zu sein. Das alles tue ich, um einmal den Ort zu sehen, der schon vor 3.000 Jahren in Blüte stand, ein Ort, der einer ganzen Stilrichtung bis zur Küste hinunter den Namen gab und dessen Fernwirkung tausend Jahre später bis nach Tiahuanako am Titicacasee reichte.

Ein Wunder, das heute überhaupt noch etwas von den Tempeln vorhanden ist, vor allem in den Höhlen und Gängen darunter. Bergstürze und Wildwasser haben viele der steinernen Zeugen zum Marañón hinuntergeschwemmt, vor allem die zahlreichen steinernen Kopfdarstellungen, die wie am langen Hals aus dem Mauerwerk der Tempelfassaden einmal herausragten. (Bild 09/1)

Der erste Eindruck: Eine Festung, zergliedert in mehrere, ehemals mit Steinplatten gepanzerte Bauwerke, die zu Schutthaufen zusammengebombt wurden. Es gehört Vorstellungsgabe dazu, sich ein Bild zu machen, wie es einmal ausgesehen haben mag. Was rechtzeitig gerettet wurde, ist längst im Museum in Lima, das Beste. (Raimondi-Stela und Tello-Obelisk)

Bis auf den »Lanzón«. Das ist ein lanzenförmiger Granitblock von 4,53 m Länge. Er steht aufrecht im Zentrum mehrerer Tunnels, wo er immer stand. Keiner bringt ihn da raus, ohne vorher den ganzen Tempelhügel abzutragen. (Bild 09/2)

Mehr als Kerzenstummel in einer Laterne gibt es für uns nicht. Was wir im Halbdunkel erkennen, ist beeindruckend genug, aber seit Lima längst bekannt: eben dieser »Lanzón«. Der Steinblock hat die Form eines großen Küchenmessers, das senkrecht auf der Spitze steht, wobei die Schneide den Körper in rechte und linke Hälfte teilt.

Beide Seiten sind reliefartig überzogen mit Tatzen, Federn, Schlangenzähnen und Raubtiergebiß, eine furchterregende Mischung aus Falke, Adler, Jaguar und Schlange, und jedes Detail in haarscharfer Linie.

Das sind Darstellungen, die es bei keinem anderen peruanischen Frühstil gibt. Sie scheinen eher nach Mexiko zu gehören, zu den Tolteken in Tula und Yucatán, zu Olmeken und Mayas. Nur das Klapperschlangenmotiv fehlt. Es hat hier auch nichts zu suchen.

Der einheimische Begleiter und Ruinenwächter erklärt, das sei hier der älteste Tempel. Mehr weiß er nicht. Die Folgerung daraus müßte sein: Bevor vor 3.000 Jahren diese erste Terrassenpyramide errichtet wurde, war bereits dieser künstlerisch ausgereifte »Lanzón« da. Der Tempel wurde um ihn herum und über ihm errichtet.

Da beginnt das Grübeln. Wer kam als perfekter Steinmetz und mit einem hochentwickelten Stilgefühl ans Ende der Welt hierher und entwarf dann diesen Steinkoloß aus einer anscheinend kranken, von Furien geplagten Phantasie? Aus dem Amazonastiefeland! Diese Frage irritiert Archäologen und Kunsthistoriker am meisten. Sie forschen nach primitiven Anfängen und wo diese waren. Hier gibt es keine »erste Phase«.

Stand die bearbeitete Felsnadel vielleicht früher wie ein Totempfahl im Freien, mit Blick nach Osten wie noch heute? Wurde sie als Sonnenkompaß benutzt, als Orakel, das später nur die Priester sehen durften? Solche Orakel gab es auch in Cuzco, in Chan-Chán und anderswo, und die Priesterkaste verdiente gut daran. Das kann aber nicht Sinn und Zweck der Tempelerbauung gewesen sein.

Alle Bauwerke sind nach Osten ausgerichtet. Aus 3.000 m Höhe ist der Blick zur aufgehenden Sonne frei. Am Anfang jeder Kultur steht diese Lebensspenderin und die Abhängigkeit der Menschen von ihrem Gang über das Firmament, sei es von morgens bis abends, sei es im Laufe einer feststehenden Jahreszeit. Wie hätten sie ihre Allmacht, diese gewaltige Licht- und Wärmequelle, von der alle Menschen abhängig waren, anders beschreiben können als durch die Wiedergabe der machtvollsten Tiere, unter denen sie lebten. Was haben Romantiker nicht alles in unseren guten alten Mond hineingedichtet! Jeder auf seine Weise.

Was niemand bisher gefragt zu haben scheint: Als diese Fremdlinge aus der Urwaldregion hier oben eintrafen, hatten sie vielleicht schon eine lange Schnitztradition in Holz hinter sich. Nur sind diese Zeugen im tropischen Klima und von Insekten benagt, nicht von langer Dauer gewesen und für alle Zeiten verschwunden. Das würde die fehlende Primitivphase erklären. Sie entwickelten ihre künstlerischen Fähigkeiten am vergänglichen Material.

Anders dieses Bild in Stein, es scheint wie für die Ewigkeit geschaffen, und das wußte sein Schöpfer sicher auch. Ja, sie wollten es sogar. Deshalb haben sie es zum Schutz gegen Bergrutsch und Wasserschaden terrassenförmig überbaut.

Gar so abwegig scheint mir auch die geographische Lage zwischen Andeneis und grüner Hölle nicht zu sein. Bei Ayacucho wurden Reste von Menschen gefunden, die vor 20.000 Jahren gelebt haben sollen. Ihrem Vorrücken aus Norden wurde südlich des heutigen Ecuadors eine fast unüberwindbare Barriere entgegengestellt: an der Küste die wasserlose Sechurawüste, im Osten undurchdringlicher Urwald. Die vereisten Anden waren sicher auch keine Art ausgerollter roter Teppich für Volksstämme, die allesamt Sammler und Jäger waren und gerade den fruchtbaren Tropengürtel Amerikas hinter sich gelassen hatten.

Rio Santiago und Marañón am Ostrand der Anden boten sich in einer Länge von 1.000 km geradezu an als urzeitliche Panamericana. Der Strom verläuft so gerade nordsüdlich wie die Andenkette im Westen davon. Die Völkerschaften arbeiteten sich in seiner Nachbarschaft flußaufwärts, wie das die Indios heute noch tun.

Fischreichtum, Schildkröten, Ochsenfrösche und Riesenschnecken, alles leicht zu fangen, da verhungerte kein wanderndes Flußvolk. Ich sah es vor einer Woche in Iquitos. Der Markt quoll über vom Angebot des Stromes. Aber der Anblick war nicht unbedingt die reinste Freude für europäische Augen. Deshalb übersprang ich vor ein paar Seiten das gräßliche Bild.

Wer damals unterwegs seßhaft wurde, geriet in die Abhängigkeit von Jahreszeiten, vom sommerlichen Hochwasser, von Aussaat und Ernte und damit der Sonne. Jene Menschen, die bis zum Oberlauf des Marañón vorgestoßen waren, brauchten jetzt nur einem seiner

westlichen Zuflüsse bergauf zu folgen, in diesem Falle dem Mosna entlang in übersichtlicheres Gelände.

So könnte es auch mit den Gründern Chavíns gewesen sein. Hier war der Blick auf die Sonne nicht mehr von Urwaldriesen verdeckt. Was aber allen in Amerika seßhaft gewordenen Kulturgründern zugestoßen ist: sie wurden von immer aufs neue aus Norden nachrückenden Wilden überrannt, das Erreichte vernichtet oder in eine neue Form gegossen.

Es ist Zeit, zur Küste zurückzukehren. In Huaráz stellt sich die Frage: Denselben Weg über die Schwarze Kordillere, den ich gekommen war? Das gewundene Band dieser schmalen, zweitrangigen Provinzstraße läuft noch einmal vor meinen Augen ab. Auch der hochbeladene Lastwagen taucht wieder auf: wieder ein Achsenbruch, zum Glück auf der Bergseite. Wir alle bewunderten den Mut unseres Fahrers, der alle aussteigen ließ, das Lämpchen unter dem Marienbild an der Windschutzscheibe anknipste und sein Fahrzeug allein am äußersten Straßenrand über dem Abgrund vorbeimogelte. Was hielten wir den Atem an. Maria hat geholfen!

Warum ich es nicht über den Cañón del Pato, die Entenschlucht, versuche, werde ich in der Unterkunft gefragt. Das ist die tiefe Kerbe im Berg, durch die sich bald hinter dem Ort Huaylas der Santa zweieinhalbtausend Meter nach Chimbote hindurchwühlt. Ein Wasserkraftwerk gab es früher in den Felswänden der Schlucht. Es litt großen Schaden beim Erdbeben und durch das Geröll, das der Fluß mitriß. Auch die Straße und ihre Tunnels wurde beschädigt. Ob sie wieder befahrbar ist, weiß keiner zu sagen. (Bild 08/3)

Das klingt nach einem neuen Abenteuer. Ich will es versuchen, sehe unterwegs noch einmal Yungay und Caráz wieder, finde einen Lastwagen, der mich hinten aufsitzen läßt und erlebe dann die 12 km lange Felsenschlucht, durch die sich der Santa zwischen tausend Meter hohen, ganz steilen Bergflanken hindurchwühlt.

Immer wieder unterwegs die Frage: Wo soll es hier noch weitergehen. Da öffnet sich nach links ein Felsentor in der Wand, dahinter ein Tunnel und weiter unten scheint wieder das Tageslicht. Daß es hier Enten geben soll, halte ich für einen schönen Witz. Pato heißt auch patschnaß werden. Das kommt dem Erlebnis auf die Straße herabstürzender Wasserfälle schon näher. Ich saß ja auf der Ladefläche. Endlich Chimbote, der größte Fischereihafen der Welt und der

schlimmste Fischmehlgestank auf Erden, Perus Reichtum. Wer hier leben muß und Arbeit hat, tröstet sich mit: Geld stinkt nicht, und da macht die Redensart sogar ehrlich Sinn.

Weiter geht es nach Norden: Oasen am Rande der Flußmündungen, wo Baumwolle angebaut wird und es Sauerkirschen gibt, sonst Wüste. An Trujillo, der Stadt, die Pizarro nach seinem Geburtsort benannt hat, komme ich nicht vorbei. Es ist eine freundliche Kolonialstadt geblieben. Die außerhalb gelegenen Reste der Chimú-Hauptstadt sind nur noch im Gerüst ihrer neun Meter hohen Lehmmauern vorhanden und mit Phantasie allein nicht zu füllen.

Das archäologische Museum darf ich deshalb nicht auslassen. In Lima hatte ich bereits schwarze Tongefäße der Chimú und im Mochica-Stil gesehen. Ein ganzes Universum wird auf absonderlichste, ganz naturalistische, manchmal peinliche Art dargestellt, eigentlich wie die Volkssprache: konkret und einfühlbar - wie die Hasenscharte des einen Gefäßes und andere abwegige Darstellungen mehr -, aber ohne geistigen Höhenflug. Im Gegensatz zu Chavín liefern alte Sagen und deren Darstellungen in Ton die Erklärung mit, woher die Chimú kamen: auf Balsafloßen übers Meer, das heißt wohl: von Norden der Küste entlang. Pizarro hat sie noch gesehen, die Balsafloße auf offenem Meer.

An der Bushaltestelle schwatzen Studentinnen und warten wie ich. Sie haben gerade von einem vorbeifahrenden Händler überzuckerte Churros gekauft. Ein Mädchen reicht mir das längliche Backwerk in Papier gewickelt weiter, als habe sie es nur für mich gekauft. »¡Hola!« kommt es verblüfft als Antwort von mir und »Muchas gracias, chiquita!«

Die Hauptsache, sie fragt mich nicht gleich, ob ich katholisch bin. Nein, sie hält sich an die Regeln: Woher? Gefällt es dir hier? Allein? Dann zieht sie für mich einen Kaugummi aus der Tasche. Das lockert mich, denkt sie sich vielleicht, bevor sie die wirkliche Frage stellt, ich eher, das klebt und zieht sich in die Länge. Wir steigen leider nicht in denselben Bus. Das sind die Fädchen, an denen manchmal ein ganzes Leben lang weitergesponnen wird.

Es folgen 24 Stunden Autobusfahrt zur Grenze. Die Linie heißt Sudamericano. Drei Uhr früh eine Reifenpanne. Ich sitze über der hinteren Achse. Federung keine. Die Rückenlehne fällt jedesmal ab, wenn ich mich dagegenlehne. Der Frau hinter mir ist das auch lästig, weil es sie jedesmal

weckt. Da stelle ich die Lehne in den Gang und kann endlich Rücken und Kopf in den Schoß der Frau legen. Sie wird mich für Wiracocha halten, aber hoffentlich nicht nach Kopfläusen suchen müssen. Bevor wir an der Grenze sind, haben wir in Piura den Bus wechseln müssen. Der andere wollte nicht mehr, alles echt »sudamericano«.

Von der Sechurawüste in die Tropen zurück

Endlich Tumbes. Es ist Abend und ich bin gerädert von der langen Fahrt durch die heiße Sechurawüste. Einziger Lichtblick unterwegs: heute mittag der riesige Garneleneierkuchen an einer Bushaltestelle über der Steilküste. Nur irgendwo schlafen jetzt. Im Hotel Grau finde ich ein billiges Zimmer. Es huschen mehr Kakerlaken über den Boden, als es Soles gekostet hat. Wenigstens keine Wanzen.

An der Grenze geht es hektisch zu. Auf beiden Seiten am Straßenrand hocken Geldwechsler, jeder mit einem Diplomatenkofferchen voll Scheine. Die Busfahrt nach Guayaquil soll sechs Stunden dauern. Das liegt an den Zollkontrollen unterwegs.

Während die peruanische Polizei auf Motorrädern unterwegs war, ist es die ekuadorianische in schnellen Mercedeswagen. Sie passen scharf auf, daß kein Bus überladen ist, also kein Passagier steht. Unser Bus ist so voll, daß kein Apfel zu Boden fallen könnte. Entdeckt der Fahrer weit voraus einen Kontrollposten, schreit er nach hinten: »Se abajen!«, also »Hinlegen!« und alle, die bisher standen, stürzen sich übereinander. Die Polizei hält den Wagen an, sieht nur sitzende Passagiere durchs Fenster, kennt aber natürlich das Spiel. Der Fahrer hält seinen Arm mit geschlossener Faust aus dem Fenster. Ein Geldschein wechselt den Besitzer. Wir dürfen weiterfahren. Bis zum nächsten Halt. Die Küstenbewohner sind ein lustiges Volk. Sie amüsieren sich alle über dieses Spiel. Dann singen sie wieder. Mir kommt es wie in den Vorstädten Neapels vor.

Einmal dauert die Kontrolle eine ganze Stunde. Jeder muß sein Bündel packen und draußen durch ein Zollgebäude hindurch. Nichts bleibt im Wagen zurück. Vom Dach herunter holen sie eine ganze Schlafzimmereinrichtung und Kisten voll Küchengeschirr. Alles muß verzollt werden. Ich sehe aber

niemanden zahlen, wenigstens nicht beim Kassenschalter. Anschließend wird alles wieder am Dach verstaut und fröhlich geht es weiter.

In Guayaquil regnet es. Im Hotel Pauker finde ich eine Nobelpension, alles für vier Dollar. Es regnet 24 Stunden lang. Übermorgen will ich mit dem Zug in die Anden. Es soll so eine irrsinnige Bahnstrecke wie die nach Huancayo sein. Mir ist nicht langweilig. Es gibt ein Archäologisches Museum und ein anderes mit viel Gold. Ich bewundere den Nasenschmuck und die Ohrpflocke aus Gold. Nicht genug damit, abends bin ich im Kino: »Gold«, ein Film aus Südafrika.

Die Bahnfahrt ist eine Geschichte für sich. Vorher die Fähre im Morgengrauen zum Bahnhof. Dann tropischer Überfluß beiderseits der Gleise. An Bahnhöfen werden Bananen und Ananas angeboten, alles gleich bündelweise und fast umsonst. Öffnet ein Unvorsichtiger das Fenster, fliegt womöglich aus dem Hintergrund eine Wasserbombe herein. Im Karneval ist das hier so üblich. (Bild 10/2; Bild 10/3))

Dann stundenlanger Aufenthalt. Die Gleise seien weiter oben verschüttet. Wir können es nicht glauben, was wir sehen. Unglaublich steil windet sich die Strecke wieder einmal im Zickzack bergauf. Um Mitternacht sitze ich endlich im Hotel Turist in Riobamba, das Zimmer für zwei Mark.

Am nächsten Morgen immer noch Regen und alle Berge in Wolken. Ich will wenigstens eine Ansichtskarte von der Gegend mitnehmen, finde aber nur eine: die Drei Zinnen mit dem Misurinasee in Südtirol. Da war wohl das Sortiment beim Lieferanten durcheinndergeraten. Dann vier Stunden Busfahrt nach Quito. Diesmal wohne ich auch in einem Hotel Crillón, nur billiger als jenes Fünfsternehotel in Lima. Ich zahle vier Dollar.

Ich will endlich meinen Rückflug antreten. Da ich die Strecke Lima - Quito übersprungen habe, denke ich mir, wird wohl der Aufpreis abgegolten sein. Irrtum! Bei KLM erfahre ich, das Billet aufzuwerten koste 420 weitere Dollar, da es ab Lima zu rechnen sei, ganz egal, wo ich einsteige. Mir werden die Knie weich. Das ist mehr, als ich insgesamt in zwei Monaten ausgegeben habe. Unter diesen Umständen ist es billiger, für 142\$ einen neuen Flugschein nach Curaçao zu lösen, aber ich muß erst telegraphisch Geld anfordern. Das übliche Telefongespräch zur Bank: »Erkennen sie meine Stimme?«

Dann habe ich wieder eine dicke Geldtasche, aber nicht so schnell einen Platz im Flieger. Ostern naht!

Nur jetzt keine Eile! Zeit genug, noch einmal Ecuador von einem Ende zum anderen zu durchstreifen. In der tropischen Hitze Guayaquil fallen mir herumwandernde Stoffhändler auf, die wie in weiße Pijamas gekleidet zu sein scheinen. Aus Otavalo kämen sie. Ein paar Stunden hinter Quito liege das. Ich will es mir merken. (Bild 10/4; Bild 11/1; Bild 11/2) Im kolumbianischen Reisebüro locken nie vorher gesehene Abbildungen großer Steinfiguren von den Wänden. Keiner wisse, wer sie in San Agustin aufgestellt habe. Ein vergessenes Volk. Wie wenig habe ich bisher gesehen. Auf der kleinen Landkarte in der "Bibel" ist es von Quito aus nur ein Katzensprung bis zur kolumbianischen Grenze. Das macht mir Mut. Bei KLM stehe ich immer noch auf der Warteliste. Sollen sie diesmal auf mich warten!

Karneval in Quito

Es ist Karnevalszeit. Zeit für die Jugend, von Balkons oder aus versteckten Winkeln mit Wasser gefüllte Luftballons auf die Passanten zu schleudern. In ganz Peru ist das so. In der Küstenregion bei den fast nackten Colorado-Indios war es eine Erfrischung, aber hier oben im kalten Quito nicht mehr.

Endlich erlebe ich auch den Markt von Ambato noch mit, jenen Riesenmarkt, wo sich jeder Besucher mit langen bunten Webbändern eindeckt. Ich entdecke eine kleine Kostbarkeit aus bunt bemaltem Teig, einen wunderschönen Harlekin, männerhandgroß, den ich mein Alter Ego taufe und mitnehme. Sie sagen hier masapan dazu, also Brotteig. Mittags Andenkaninchen am Steckerl.

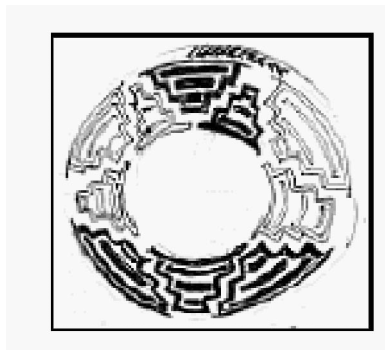
Am Fasnachtstag sind in Quito wegen der Wasserwerfer sogar alle Kirchen geschlossen. Es reicht auch. Ich bin schon ganz krank von Kirchenaltären aus Gold und Silber. Dafür bin ich fast täglich einmal im Archäologischen Museum Quitos. Unglaublich die Goldfunde, aber noch aufregender die Art der Keramik. Sie geht stilistisch auf das südliche China zurück. Sogar die genaue Zeit der großen Zwistigkeiten in China scheint festzustehen, als für die Unterlegenen die einzige Rettung in Übersee lag, also irgendwo jenseits des Stillen Ozeans. Das kann keine kopflose Flucht einiger weniger gewesen sein, unter denen sich rein zufällig auch ein Goldschmied befand und einer, der sich auf das Bemalen

großer Keramikteller verstand. Es sieht nach organisierter Völkerwanderung aus.

Nirgendwo in Amerika sind so frühe Grabbeigaben in Ton gefunden worden wie an der Küste von Esmeralda. 4.500 Jahre sollen sie alt sein. Sie erinnern auch an die Jomonkultur Japans aus jener Zeit.

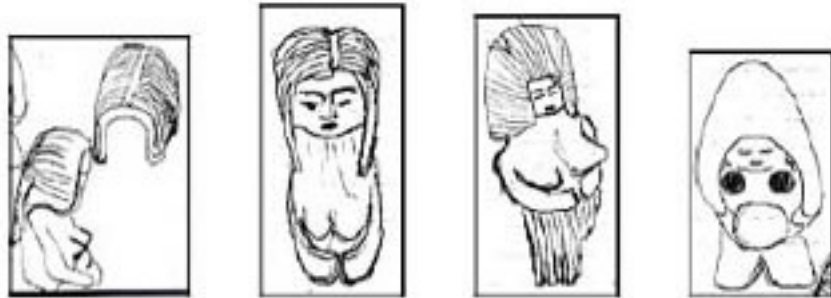
(Die folgende Skizze entstand aus freier Hand neben der Museumsvitrine)

Bild: Unterseite Tellerboden, Valdivia, Ecuador, Durchmesser 45 cm



Wäre ich als Schiffbrüchiger an diese Küste gespült worden, kaum ein Grad nördlich des Äquators, in unerträglicher Hitze und Flaute, hätte ich auch meinen Bug nicht mehr aufs offene Meer gerichtet. Der riesige Rio Esmeraldas, der dort mündet, läßt niemanden verdursten. Wer möchte da nicht seßhaft werden! Überhaupt ein Volk von Fischern, das anscheinend von Frauen regiert wurde. Man kennt das ja: „Mann! Mich bringst du nie mehr auf dein Schiff!“

Alteingessene und Zugereiste scheinen sich arrangiert zu haben. Die kurzköpfigen Ureinwohner sind beim Ackerbau geblieben, die Langköpfe bei der Fischerei.



Figurenhöhe: 40 –50 mm, Valdivia 3200 -1800 v.Chr
Links das Püppchen mit abnehmbarer Perücke!

Wie hier zu sehen ist, hat Valdivia noch mehr zu bieten: Niedliche nackte Frauenfigürchen, kaum 5 cm hoch, aber mit schulterlangem Haar, das sich wie eine Perücke abnehmen läßt. Die breiten Gesichtchen erinnern einen an junge Chinesinnen. Diese Tonarbeiten wurden nicht von Anfängern hingezaubert. Auch den meisterhaft mit freier Hand, also ohne Drehscheibe, geformten riesigen Teller nicht. Der erinnerte mich so an einen daheim in Europa, daß ich seine Unterseite in mein Merkheft skizzierte.

Schiffe mit Flüchtlingen aus China müssen also hier an die Küste verschlagen worden sein. Sie haben das früheste Wissen der Goldverarbeitung aus Asien mitgebracht, denn die nordamerikanischen Indianer kannten das Goldschmelzen nicht, sie hämmerten nur ihre nuggets. Hier verstanden sie sich auch damals schon auf das Schmelzen von Platin. Das würde erklären, warum es später die Goldschmiede der Muisca in Kolumbien und an der Chimú-Küste zu solcher Fertigkeit brachten, daß es die allmächtigen Inkas im fernen Cuzco danach gelüstete, diese Völker zu unterjochen, denn wie überall und alle Zeit schmücken sich hinterher die primitiven Sieger mit den Federn der Unterlegenen.

In Quito hatte ich deshalb besonderes Glück, weil eine Studentin der Archäologie für Fragen zur Verfügung stand. Fragen konnte ich ohne Ende. Da kaum andere Besucher die Museumsruhe im abgesicherten Bankgebäude störten, wurden bald stundenlange Gespräche daraus. Das mußte sich zwangsläufig so ergeben. Die Kaugummispenderin beim Bus in Trujillo fiel mir natürlich ein samt aller mutmaßlichen Folgen.

Ich hätte in den letzten Wochen mehr Ausgrabungsorte besucht, so ihre Klage, als meine Mentorin wohl jemals im

Leben zu sehen kriegen werde. Ich antwortete, ich würde gleich umdrehen und mit ihr zusammen noch einmal alle Orte besuchen. Sie hält das für keinen Witz, ich bemerke es bloß nicht. Tatsächlich drängt es mich nicht so schnell zu einem Dakapo. Was aber wäre mit San Agustin? Kolumbien sei doch gar nicht weit weg. (Bild 11/3; Bild 11/4)

Das kenne sie schon, aber sie wisse ganz viel darüber zu erklären. Quito habe natürlich auch einiges zu bieten, sagt sie und zeigt mir verschmitzt die erste emanzipierte Frau Amerikas! Ob sie sich selbst darin wiedererkenne? Nein, ein Unikum sei das. Auf einem Tongefäß, das die Form eines Frauenkopfes hat, ist es ganz eindeutig zu erkennen: Sie hat hinter der Backe einen Knollen Kokablätter. Das war zu allen Zeiten einzig Männersache. Die abgebildete Frau hatte ein Tabu gebrochen. Was mit ihr geschah, weiß niemand zu sagen. Der Töpfer hielt das Einmalige daran für alle Zeiten fest.

Haben wir nun gemeinsam San Agustin besucht oder nicht? Mein Tonbandgerät gab vorher beim Aufprall einer Wasserbombe seinen Geist auf und schweigt vielsagend. Was würde es überhaupt noch alles von dieser Reise zu erzählen gegeben haben. Ich merke es erst jetzt beim Überfliegen der vielen Seiten, wieviel Lücken unausgefüllt bleiben mußten. Am Ende dieser drei Monate verlangte mein Boot die sofortige Rückkehr an Bord. KLM hatte auch das Warten auf mich satt.

Zwischenstopp im unerträglich heißen Panama mit Blick auf den Kanal aus der Vogelsicht. Dort unten wollte ich einmal per Boot in den Pazifik vorstoßen und die Spuren meines Urgroßvaters suchen, der vor fast einem Jahrhundert nach Honolulu ausgewandert war. Es liegt uns wohl im Blut.

In Curaçao, und diesmal im KLM-Büro, wird mir der überflüssige Flugschein für den Weiterflug nach St. Maarten anerkannt. Es heißt, man hätte sich in Quito nur verrechnet gehabt. Es wäre bestimmt nicht böse gemeint gewesen, so wenig wie damals in Lima. Das käme nur von der großen Gleichgültigkeit der Menschen dort unten.

Wie dem auch sei. Curaçao muß ich kein zweites Mal sehen. Sterile Sauberkeit, wohin ich blicke, nach all dem einfachen Leben, an das ich mich nach drei Monaten längst gewöhnt habe. Im Schatten großer Schirme wird auf dem Marktplatz von Willemstad alles angeboten, was in Venezuela gedeiht,

denn auf Curacao gedeiht nichts. Es wird hier nicht wie im Süden auf Jutesäcken ausgebreitet, die am Boden liegen, sondern türmt sich auf weißen Kunststofftischen über chromglänzenden Stahlrohrgestellen, wie sie in jedem Krankenhauslabor stehen könnten.. .

Dann diese glattgeschleckten, kitschigen Hollandfassaden in allen Puddingfarben und alle neu. Die Altstadt wurde vor ein paar Jahren von revoltierenden Gewerkschaftlern angezündet. Kein Wunder bei diesem Gegensatz zwischen Arm und Reich.

Noch einmal eine Nacht auf der Bank im Flughafen. Das kenne ich schon. Am nächsten Tag bin ich endlich wieder beim Boot in der Lagune. Kassasturz: Ich habe gerade noch zwei Dollar und zwei Antillianische Gulden in der Tasche.

Meine anfängliche Flucht samt angehängter langer Reise war trotzdem viel mehr als nur ein Erlebnis von Land und Leuten und ist nicht in barer Münze zu verrechnen. Es schließt auch eine Ahnung von jahrtausendelanger Geschichte des Kontinents ein und den großen Wunsch nach noch viel mehr davon. Ich kann es schon gar nicht mehr aushalten, bis wieder Weihnachten naht. (Alle 6 Bilder ab Bild 11/3 bis 12/4)

Zum vorliegenden Text:
Der Inhalt beruht auf Tagebüchern und Tonbändern des
Autors.
Berichtszeit ab November 1974 bis Ostern 1975.

© Rudolf Wagner, Konstanz